



Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

30. Jahrgang, Nr. 1
13. Dezember 2013



Schüler und Schülerinnen der Grundschulen Mindszenty und Bleyer in Wudersch konnten im September persönlich die Autoren Christina Arnold, Béla Bayer, Nelu Bra-



dean-Ebinger, Angela Korb und Stefan Valentin kennen lernen. Solche Lesungen sind seit Jahrzehnten fester Bestandteil des Programms der Werkstattgespräche.

Literatur und Kunst an die Konsumenten bringen

Der literarische Fortbildungstag „Der gegenwärtige Stand der ungarndeutschen Literatur, Entwicklungstendenzen auf diesem Gebiet“, organisiert vom Goethe-Institut Anfang Dezember 2012 in Budapest, fand im Ungarndeutschen Bildungszentrum in Baje heuer eine Fortsetzung. Am akkreditierten Kurs über die Literatur der Ungarndeutschen nahmen 15 Lehrer/innen aus dem

ganzen Land teil, die Christina Arnold und Josef Michaelis persönlich zuhören konnten. Im Ungarndeutschen Pädagogischen Institut in Fünfkirchen fand ein Expertengespräch statt, wie die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur in der Schule angewendet werden kann, wie entsprechende Handreichungen für die Lehrer erstellt werden könnten. Denn die Literatur an den „Konsumenten“, vor allem an die jungen potentiellen Leser zu bringen, war und ist eine vorrangige Aufgabe der VUdAK-Literatursektion. Lesungen am Nationalitätenklassenzug im Wesprimer Lovassy-Gymnasium, in den Grundschulen Bleyer und Mindszenty in Wudersch stehen stellvertretend für die zahlreichen Auftritte unserer Autoren in den Bildungseinrichtungen.

Die erfolgreiche Reihe „Zeiträume-Paare im Lenau-Haus“ fand ihre Fortsetzung. Am 15. Februar stellte sich im Lenau-Haus das Zeiträume-Paar Josef Bartl und Stefan Valentin vor (Bartl konnte nicht mehr anwesend sein), am 10. Oktober war die Vernissage der Ausstellung von István Damó, verbunden mit der Präsentation von Texten von Valeria Koch. 2013 gedachten wir des 15. Todesjahres des „Stars am ungarndeutschen Literaturhimmel“. Aus diesem Anlass fand am 28. Februar im Ungarndeutschen Forschungszentrum der ELTE eine beeindruckende Gedenkfeier statt. Die Deutsche Bühne Ungarn veranstaltete im Mai im Gymnasium von Badeseck eine zweisprachige Werkstatt zu Valeria Kochs Texten. Auch mit der systematischen Aufarbeitung des Nachlasses von Valeria Koch, der auf dem Dachboden des Hauses der Ungarndeutschen deponiert ist, wurde begonnen.

Im Budapester Haus der Ungarndeutschen läuft die literarische Miteinander-Reihe der Zeitschrift Barátság. Im Dezember 2012 stellte Chefredakteurin Éva Mayer Péter Milosevits und Angela Korb vor, im Feber lasen dann Nelu Bradean-Ebinger und Mária Berényi (Rumänin), im April Koloman Brenner und Kálmán Káli-Horváth sowie Gusztáv Nagy (Zigeuner).

István Damós Ausstellung in der Új Galéria in Neupesth war bis zum 27. Januar geöffnet. Er stellte im November auch im Moorer Lamberg-Schloss aus. Im Atelier 1 der Laffert-Kurie in Harast schloß die repräsentative Adam-Misch-Ausstellung im Januar 2013.

(Fortsetzung auf Seite 14)

Angela Korb Erkenntnis

in Erinnerungen versunken
foltert deine Seele das Gewissen
schwere gedankenlose Stille
als Wallfahrtsort des reinen Empfindens
dein tagebuchartiges Leben
rückt sich erneut in dein Gedächtnis,
die fremde Distanz
der wachsamem Träume
wird endlich zur Brücke
einer Realität

Kaan

Die sanfte Hügelandschaft
verbirgt wahrlich reiche Schätze:
die einst blühende Ortschaft
deiner Ahnen
liegt im Winterschlaf
für endlos lange Zeit
wachgeküsst von keinem Prinzen
stehen Haus, Scheune, Stall,
Grabsteine als Überreste
vertrauten Erzählguts
doch mutige Wanderer
statten dem Ort noch manchmal
einen Besuch ab
um im wilden Zauberwald
des Friedhofs Gräber
mit frischen Blumen
zu zieren

Gedichte
von Christina Arnold
Seite 2

Béla Bayer:
Reue
Seite 2

Alfred Manz:
Warum?
Seite 3

Stefan Raile:
Das bisschen Leben
Seite 4-5

Gedichte
von Josef Michaelis
Seite 4-5-6

Stefan Valentin:
Es ist stoark scheini gwest
Seite 6

Valeria-Koch-Zimmer
im Wesprimer
Lovassy-Gymnasium
Seite 7

„Ich waaß a Spatzenescht“ –
Erinnerungen an
Nikolaus Márnai-Mann
Seite 7-8

Gedichte
von Robert Becker
Seite 9

Gemeinsame Ausstellung der
KünstlerGilde und der
VUdAK-Künstlersektion
Seite 10

Josef Bartl schuf eine
großartige Malerei
Seite 12-13

Denken / Messen / Malen –
Die konstruktive Kunst von
Ákos Matzon
Seite 15



Béla Bayer Reue



Béla Bayer bei einer Lesung in Wudersch Foto: I. F.

Herbert starb mit einundachtzig. In einem Altersheim. Zwei Tage, nachdem er dort untergebracht worden war. Der ehemalige Feldwebel kämpfte monatelang tapfer gegen den Sensenmann. Plötzlich und unerwartet gab er jedoch auf. Solange ihn seine Lebensgefährtin noch zu Hause gepflegt hatte, hatte er durchgehalten. Erst in dem Heim warf er das Handtuch. Beim Aussuchen seiner neuen Bleibe hatte man ihn nicht gefragt. Die Entscheidung fiel hinter seinem Rücken, seine Kinder hatten es so beschlossen. „Glaube uns“, musste er hören, „es ist so das Beste, für uns alle.“ Weil Herbert ein leidenschaftlicher Schachspieler gewesen war, wusste er trotz alledem, dass der nächste Zug der seine sein würde. Als es dann soweit war, entschied er sich für den Tod. Er wandte der wunderbaren Welt, in der er sich im Stich gelassen fühlte, in der er nur solange Ansehen hatte, solange er noch nicht zum Pflegefall geworden war, den Rücken zu. Solange sein Geld noch verlockend war, war er der beste Vater und Lebenspartner. Solange er noch konnte. Er starb einsam und verlassen. Ohne Augenzeugen. Ohne sich von jemandem zu verabschieden.

*

Der ehemalige Unteroffizier verlor seine Ehefrau kurz nachdem er aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt war. Gott führte ihn gesund nach Hause, aber die Zweisamkeit mit seiner Gattin war ihm nicht mehr lange vergönnt. Mit drei heranwachsenden Kindern blieb er alleine. Jahre später, als seine Liebsten das heimische Nest verlassen hatten, hatte er eine Frau kennen gelernt, die selbst Witwe war. Sie zogen nie zusammen, aber ihre Freundschaft brachte ihnen noch ein paar schöne Jahre. Dann wurde er krank. Es geschah, dass die beste Freundin der Frau diese zu einem Fest mitgenommen hatte, um ihr dort einen neuen Mann vorzustellen. Er war stramm

und tüchtig. Im Vergleich zu ihrem Partner voller Lebenskraft. Ein echter Kavalier. Er verdrehte ihr den Kopf. Zwar pflegte sie Herbert noch einige Zeit, aber gedanklich war sie nicht mehr bei ihm. Als seine Kinder, die sie nie wirklich gemocht hatten, die Idee der Heimunterbringung entwickelten, hatte auch sie zugestimmt. Ohne nachzudenken. So kam dann Herbert, der öfter ausgezeichnet worden war und in Russland vier Jahre im Lager durchgehalten hatte, in eine ihm wildfremde und unwürdige Lage. Zu Hause, in Anwesenheit der Frau und der ihm bekannten Umgebung, schöpfte er noch die zum Weiterleben notwendige Kraft, aber im Heim fühlte er sich verraten, ausgenutzt und überflüssig.

*

Herbert ging zu seinem himmlischen Vater ohne ein Testament hinterlassen zu haben. Vielleicht war es seine heimliche Rache. Die Kinder stritten sich noch lange um das Erbe. Es trat erst dann Ruhe ein, als alles verscherbelt war. Die Frau ging leer aus, obwohl sie immer wieder darauf hinwies, dass sie es war, die ihn gepflegt hatte. Der Held der Wüstenkämpfe geriet in Vergessenheit. Wurde ein Stück Erde, die mit der Zeit begrünzte.

*

Die schmerzliche Einsamkeit, die die Frau eroberte, kam erst später, nachdem der neue Kavalier sie ausgenutzt und fallen gelassen hatte. Während ihrer Beziehung war nie ein Wort über Herbert gefallen. Umso unerwarteter übermannte sie sein Nichtmehrvorhandensein. Ihre Gewissensbisse führten zu körperlichen Beschwerden. Obwohl sie beinahe einen Kult aus Erinnerungen geschaffen hatte, kam sie seelisch nicht mehr zur Ruhe. Selbst ihre Ärzte konnten nicht helfen. Letztendlich endete selbst sie in einem Heim. Ihrer Reue, ihren Klagen boten sich keine offenen Ohren.

Christina Arnold

Wer will schon sein Ohr opfern

Wer will schon sein Ohr opfern
Für Leid und Launen der Natur
Wer wagt es nicht zu hoffen
Auf die guten Stunden ohne Uhr.

*

Küsse lügen müde Hürden
Lügen schüren dünne Sühnen
Müde Küsse? Hürden lügen!
Sünden sühnen
Küsse büßen
Fühle, fühle....

*

Neue Seite on-off
File-Geschichte nonstop
World im Wort
Reset im Kopf



Apfelbaumleidenschaft

Dieses Jahr trage ich keinen Apfel
Dieses Mal wage ich keine Früchte
Dieser Herbst trotz meinem Schaffen
Dieser Tag hofft auf meine Künste

Alfred Manz Lagebericht

Wenn du den Fußball nur im Sessel genießt,
aber die Tore längst ein anderer schießt,

wenn du nicht mehr wegen Fitness Diät hältst
und mit deiner Lesebrille kaum auffällst,

wenn du das Heilbad dem Plattensee vorziehst,
schon im September 'ne Jacke überziehst,

wenn du immer mehr Ärzte persönlich kennst
und ohne Merkzettel nicht ins Geschäft rennst,

wenn du schon öfters zu Begräbnissen musst,
der Zuwachs deiner Jahre dir wird bewusst,

wenn du im Nachhinein staunend erkannt hast,
dass dich ein Schutzengel sanft an der Hand fasst,

wenn dich die Arbeit weiterhin leicht findet,
dein tägliches Tun nachmittags nicht endet,

wenn dich ein guter Auftrag noch motiviert
und bei deinem Schaffen das Wie dominiert,

wenn du unser Bewährtes bewahren hilfst
und dabei auch Spuren hinterlassen willst,

hast du deinen Fünfzigsten bereits gefeiert.

Alfred Manz Warum?

„Warum? Warum? Wie kummscht du jetzt uf die Frog? Nach mehr als 50 Joahren!“, indem sie die Frage wiederholte, blickte sie misstrauisch auf ihren Sohn. Sie griff nach der Fernbedienung und machte den Fernseher aus.

„Tou isch jou haint aa nix Kscheiden drin, nar die Politik, tes mit tr Revolution, wie's tamols woar.“

„Tes tät mich halt so richtig interessiere, warum ...“, erwiderte Ferdinand.

„Warum, warum?“, fiel sie ihm energisch ins Wort, „weil es halt damols nit so aafach woar, die Entscheidung zu treffen. Kaanr hot sich so richtig auskennt.“

Ferdinand, nahe 50, hatte die Geschichte schon tausendmal gehört und trotzdem fehlten ihm noch manche Einzelheiten, damit das Bild vollständig würde.

Johann, sein Onkel väterlicherseits, war damals 21 und studierte Tierarzt in Budapest. Er war der jüngste und so der einzige in der Familie, der die Möglichkeit hatte zu studieren. Seine Mutter und seine Brüder mussten hart dafür arbeiten, um sein Studium finanzieren zu können. Als Witwe musste sie weniger bezahlen, aber sie konnten noch nicht so richtig Fuß fassen. Sie gingen in den Tagelohn, Arbeit gab es genug, denn ein jeder wusste ja, dass die „Unterbatschaer“ ehrliche, fleißige, zuverlässige Menschen sind.

„Was haaßt nit auskennt, ihr hen toch aa schun a Radio k'hat?“, fragte er aufdringlich weiter.

„Schun, awr mir hen ka Zeit khat, newm Radio zu sitze wie du un tei Kindr tes mit airem Computer mache. Tie harche jou nar ihri Musik un welle 's Lewe genieße“, kam schnell die Antwort von seiner Mutter. „Mir hen misse schaawe, dass mr zu was kumme. Mir hen Weingärte un Feldr g'pachtet un hen aakfange zu wirtschafte, wie mr's thram k'macht hen.“

Ferdinands Großvater väterlicherseits wurde noch im Dezember 1944 nach Russland verschleppt, seine Großmutter – mit vier Kindern verwitwet – gab aber nie die Hoffnung auf, ihn wieder heil zu sehen und vielleicht einmal in den Heimatort, ins gelobte Land, zurückkehren zu können.

„Ja, schun, awr owets henr toch kenne 's Radio einschalte un Nachrichte harche.“ „Owets, Owets woar ich froh, wenn ich ins Bett kumme bin un vor Müdigkeit bin ich glei einschlofe. Tes woar tamols anderscht wie jetz. Ihr kumme jou vor Mitternacht nit ins Bett nei! Mir hen misse awr in allre Fruh ufsteh un zu Fuß in tr Weigarte arwede gehn.“

Simon, der zweitälteste unter den vier Söhnen der vaterlosen Familie, ist praktisch in die Rolle des Familienoberhauptes hineingewachsen. Schon damals als 23-jähriger Junge führte er mit seinen Freunden die Rettungskommandos. In Gakowo und Kruschiwl war die Endstation der Jugoslawiendeutschen. Alle wurden in diese zwei Lager zusammengepfercht. Es gab nichts zu essen, Seuchen brachen aus und die Leichen in den Massengräbern vermehrten sich. Simon gelang es oft mit seinem Freund in der Nacht das Lagergelände zu verlassen. Es war nicht weit zur Grenze nach Ungarn. In einem Dorf kannten sie den Pfarrer, der aus ihrer Heimatgemeinde stammte. Sie dienten bei einem Großbauern, kauften sich Lebensmittel und kehrten wieder ins Lager zurück, um die Verwandtschaft zu versorgen bzw. sie über die Grenze zu schmuggeln. Die Wache musste bestochen werden, was damals schon möglich war, so konnten sie auf einmal mit ca. 20-30 Personen abhauen. Vor der Grenze wurden sie oft von räuberischen Rotten überfallen, die wollten ihre allerletzten Wertgegenstände ergattern. Die Männer mussten im bitteren Kampf mit Stöcken bewaffnet die Gruppe verteidigen. Schwarz über die Grenze ins Unbekannte, das aber die Freiheit und den Neubeginn bedeutete. Die Alten haben aber den anstrengenden Fußmarsch in der Nacht nicht geschafft, sie sind oft freiwillig zurückgeblieben und ergaben sich ihrem Schicksal.

„Awr etwas hot mr toch khert, dass 's Krawalle in Pescht gibt?“

„Ha jou hemr was kwisst, awr Pest woar weit vun uns un tie Nachrichte woare nit so eindeutig. Mr hot halt k'hert, dass sie k'schosse un Benzinflasche uf die russischi Panzr k'worfe hen.“

In Ungarn fanden sie nach der Flucht bei Großbauern Unterkunft, wo sie als Knechte und Mägde gearbeitet haben. Die Vertreibung der Schwaben aus den Dörfern der Nordbatschka lief schon in vollem Gange. Die Flüchtlinge aus der Südbatschka kamen aber nicht auf die Liste, sie galten ja als Landstreicher, sie hatten kein Haus, keine Felder, kein Geld, kein Vermögen – alles blieb dort unten, die Serben haben alles beschlagnahmt –, es war ihnen nichts mehr wegzunehmen.

„Awr tes henr toch kwisst, dass tr Nagy Imre wieder Ministrpräsident k'wore isch.“

„Etwas hemmr schun k'hert, awr mir hen uns nit stark far die ungarischi Politik interessiert.“

Simon, Ferdinands Vater, schmiedete schon 1946 den Plan, mit den Auszusiedelnden nach

Deutschland auszuwandern, aber die Alten wollten das nicht. Seine Mutter hoffte ja noch auf die Wiederkehr des Großvaters aus Russland und endlich gab's ja hier zum Essen und auch Arbeit genug. Ferdinands Großvater mütterlicherseits weigerte sich weiterzugehen. „Ich hab mei Vatr dort drunte lasse misse, mich bringt ihr vun tou nimi weitr!“ Sein Vater war nämlich krank und schaffte die Flucht über die Grenze nicht mehr, und sonst gehört noch zur Wahrheit, dass Otati ungarisch orientiert war und bei einem Weinhändler gute Arbeit bekommen hat.

Was blieb denn anderes übrig, als hart anzupacken und zu schauen, wie man sich durchsetzen kann.

„Awr tes henr toch sichr kwist, dass viel abkhaut sin un iwr die österreichischi Grenz 's Land vrlosse hen?“

„Mr hot khert, dass manchi Familien uf amoul vrschwunde sin. Tou woar aa a Arzt, a Frauenarzt, ich waaß nimi, wie er k'haaße hot, ich woar schun im nainte Monet, er hot mich noch untersucht. Uf amoul woar er awr nimi uf tr Geburtsstation, wie ich zur Kontrolle kange bin. Spätr hot mr's nar erfahre, dass sie aa nauskange sin.“

Simon musste sich monatlich bei der Polizei melden. 1952 bekam er dann durch die Heirat die Staatsbürgerschaft, die er sich anfangs gar nicht so richtig wünschte. Das Wunder von Bern mit Helmut Rahns Tor begeisterte ihn 1954 vielleicht ein bisschen noch mehr als Puskás' Dribbeln. Und die Rhetorik der verhassten Kommunisten konnte er auch nicht ertragen. Nachdem das junge Ehepaar einem Neusiedler Abstand gezahlt hatte, konnte die Familie in ein baufälliges rohbedecktes Bauernhaus einziehen.

„Tamols isch tei Onkl, tr Johann, aus Pescht kumme. Es woar schun finschtr – ich kann mich noch gut erinnre –, es woar a richtiges Sauerwetter, es hot kschnitt wie nar was. Drin hot's aa naikregent, Mitte in tr Stub hemr a Lawour hiektstellt und tart hot's halt in anre Tour tropft. Es woar nit so vornehm wie bei aich! Ka Parkett, ka Bodeheizung, nite moul Leitungswasser un a Badezimmer hemmr khat. Naikregent hot's, kalt woar's, awr 's hot halt uns khert, mr hen halt wieder a eigenes Dach iwr unsrem Kopf khat. Nach tere schreckliche Zeit im Lager und nach tr Flucht. Awr tes kenne ihr jou nimi vrsteh, tes woare damols andri Zeite!“

„Mami, tes will ich toch grad, awr du hosch doch welle vum Johann was vrzähle!“, griff er den Faden wieder auf.



„Ja, es woar Ende Oktowr odr schun Novembr, in tr Nacht hot's klopf am Fenschtr. Zerscht hemmr welle gar nit ufmache, mr hot jou Ängschte khat. Awr nou hodr k'rufe: ‚Simon, Klara, mache doch uf, ich bin's, tr Johann.‘ Nou isch'r reikomme un hot gleich k'froggt: ‚Ja, warum sin'r denn nit zampackt, mr kenne jetzt noch los. Ich kenn a Laschtwage, der fiehrt uns bis zu dr Grenz.““

„Ha, tes maan ich jou aa! Was hot eich zruckhalde? Warum sin'r nit loskhaut? Die Kelegenheit woar jou tou!“, reagierte Ferdinand heftig.

„Warum? Ich waaß tes nimi sou richtig, dei Vatr“ – sie blickte auf Simons Foto an der Wand – „kennt vielleicht tie Frog, wenn'r noch lewe tät, bessr beantworte. Ich hab nar dem Onkl ksagt: ‚Kumm nar tou hindri, ich zeig dir was.‘ Nou hab ich's Tuch wegzoge un k'sagt: ‚Schaa moul, was mr tou hen?““

„Warum, was woar dort?“

„Ha, dei Brudr in tr Wiege, er woar tamols vielleicht vier Woche alt. Wie hätte mr uns denn mit anem Naigeborenen uf tr Weg ins Ungewisse k'macht? Tou hemmr wenigstens wieder Arwet, zum Esse, a Haus und a Familie k'hat. Na, ja, un die Verantwortung, die Alten zu versorge.“

„Die Alten?“

„Ha jou, die hot mr kenne aa nit tou allaa losse. Tes isch awr schun a alti Gschicht. Tr Herrgott hot schun alli zu sich k'rufe, ich bin allaa k'bliewe und niemand kann uf tei Frog antworte.“

Jetzt kannsch awr schun geh, hosch mich schun k'sehne un tei Kindr wisse nit, wu solang bleibsch.“

„Soll ich 's Fernseh aamache?“

„Jou, awr vun tere Politik will ich nix mehr here, geh nar ufs Dait-schi, uf tr Sechsr, dort fangt jetz mei Fortsetzung aa, die schaw ich jede Owet.“

2012



Ich sah den Alten schon, kaum dass ich in die breite Straße eingebogen war, allein vor seinem maisgelben Haus sitzen. Sobald ich mich ihm bis auf einen halben Steinwurf genähert hatte, erhob er sich mühsam und verschwand steifbeinig durch das geöffnete Tor auf dem Hof, als wollte er sich vor mir verbergen. Doch gleich darauf kehrte er mit einem zweiten Stuhl zurück, rückte ihn nahe neben seinen, nahm wieder Platz, legte die Hände auf seine Oberschenkel und schaute, während sich der Abstand zwischen uns Schritt um Schritt verringerte, unverwandt zu mir. Als ich ihn fast erreicht hatte, begann er, in der mir noch vertrauten Mundart zu sprechen.

„I heb g'hofft, dass du moal vorbeikomma wersch“, sagte er. „Drom hoat dr Stuhl di goanzi Zeit henn'rm Tor gstoanna. Und falls mei Wonsch net zu überschämt is, tet i mi riesig gfreia, woanscht di oa bissl zu mr setza welltscht.“

Seine tiefe, kratzige, aber dennoch angenehme Stimme, der eindringliche, gewinnende Blick aus den blaugrauen, von zahllosen Fältchen umringten Augen, die unnachahmliche, ein wenig linkische Handbewegung, mit der er auf den Stuhl neben sich deutete, und die wachsende Neugier, was er mit seiner Einladung bezwecken mochte, ließen mich Platz nehmen.

„Es scheint, als würdet Ihr mich kennen“, begrüßte ich ihn mit der einst im Dorf gebräuchlichen Anrede.

„So ist es“, bestätigte er und mühte sich fortan, hochdeutsch zu reden, als fürchtete er, dass ich sonst nicht alles verstünde. „Ich hab dich als kleinen Bub fast täglich gesehen. Als ich erfuhr, dass du dich

„So war es“, nickte er. „Vier Häuser von Armin, dem jüdischen Händler, entfernt, dem du so viel Platz in deinen Geschichten einräumst.“

„Zu viel?“, fragte ich.

„Nein“, erwiderte er rasch. „Aber manchmal wundere ich mich, wie unterschiedlich wir dasselbe Gesehen einst wahrnahmen. Auch

Stefan Raile Das bisschen Leben

hinter dem verbirgst, der für unser Wochenblatt schreibt, hab ich dein Bild aus der Zeitung ausgeschnitten.“ Danach schwieg er und rieb sich eine Weile über den haarlosen Kopf: „Da du mir vertraut bist, möchte ich nicht, dass du mich wie einen Fremdling ansprichst. Einverstanden?“

„Einverstanden.“

„Meine Eltern haben mich auf Florian taufen lassen. Und mit dem Nachnamen heiße ich Faltum wie mein Urahn, der zu den ersten Siedlern gehörte.“

„Dann hast du uns schräg gegenüber gewohnt?“, fragte ich und sah einen großen, sehr schlanken Jungen in meiner Erinnerung aufsteigen.

ich hab den Tag nicht vergessen, als sie Armin mit seiner Frau und dem Sohn abholten, der mein Spielgefährte war. Was du darüber geschrieben hast, kann ich bestätigen. Die Akazien blühten, ich erinnere mich wie du an die Befehle der Gendarmen die neugierigen Gaffer und wie sie später in den Laden eindrangen. Alles schleppten sie weg, was nicht niet- und nagelfest war. Und trotzdem hab ich's anders empfunden als du.“

„Vielleicht, weil dein Vater dem ‚Volksbund‘ angehörte?“

„Das war es nicht allein. Wenn ich an meine Freunde denke, damals. An die Reden in der ‚Deutschen Jugend‘ ...“

Er öffnete, als fühlte er sich

plötzlich beengt, den obersten Knopf seiner dunklen Weste, die er über dem Baumwollhemd trug. „Ich hab lange drüber nachgedacht, was du schreibst, über Armin und die Juden, und was mit euch geschehen ist, als ihr in einer Stunde packen und eure Häuser für immer verlassen musstet. Ich hab sie anders erlebt, diese Zeit, die auch mir die Jugend geraubt hat, und manchem das Leben. Ich und meinesgleichen, weißt du, wir kommen nicht vor in deinen Geschichten.“

Er schwieg, und ehe ich etwas sagen konnte, fuhr er mit leiser Stimme fort: „Du hattest Glück, zehn Jahre nach mir geboren zu werden. Als die Ostfront zusammenbrach, kamst du in die Schule. Mich hatte man Monate vorher schon eingezogen. Erinnerst du dich, dass ich eines Tages verschwunden war?“

„Dunkel.“

„Wer von uns früher einrücken musste, durfte wählen, ob er zur ungarischen Honvéd oder zur Waffen-SS wollte. Uns blieb nur die feldgraue Uniform. Anders als meine Kameraden empfand ich sie nicht als Degradierung. Ich war jung, wollte zeigen, was in mir steckt, ich war bereit, mein Leben einzusetzen, für den Endsieg zu opfern. Unbegreiflich, nicht wahr? Aber so dachten wir damals.“

Er nestelte am obersten Westknopf, und seine Stimme wurde noch leiser, als er weitersprach: „Schon die Ausbildung im Schnelldurchgang, weil die Front nach uns schrie, war ernüchternd. Die Härte ließ sich ertragen. Nicht aber dieser Unteroffizier, ein Schleifer, der uns demütigte, wo er nur konnte, weil wir keine Reichsdeutschen waren, wie er uns mit jeder Strafrunde spüren ließ.“

Der Alte zog, als fröstelte ihn, den kahlen Kopf tiefer zwischen die Schultern und knöpfte, ein wenig ungelent, seine Weste zu: „Das Grauen kam danach. Man hatte mich zu einer Einheit versetzt, die serbische Partisanen bekämpfen sollte. Ein Feind, auf den keiner von uns vorbereitet war: unerwartet und nie zu berechnen griffen sie aus dem Hinterhalt an, grausam und unerbittlich. Von Endsieg sprach keiner mehr, den nächsten Tag zu überleben, das war die Hoffnung, die uns blieb. Allein wäre ich verzweifelt, hätte mich aufgegeben. Doch in Simon, dem Sohn des Bäckers – erinnerst du dich, wie die Jungs in unserem Dorf ihn wegen seiner Körperfülle gehänselt haben? –, ausgerechnet in dem dicken Simon fand ich einen Freund. Er ruhte in sich selbst, strahlte eine Gelassenheit aus, an der ich mich festhalten konnte.“

Der Alte schwieg, als suchte er nach Worten: „Immer, wenn ich an jenen verfluchten Herbsttag denke, wird mir der Mund trocken. Komm“, bat er, während er sich schwerfällig erhob, „lass uns meinen Kadarka probieren.“

Josef Michaelis

RANDBEMERKUNGEN

Das Geld

I.

Als das Geld noch nicht erfunden war gab es keine Wucherzinsen weder Geldwechsler noch Kufaren* Aus den Tempeln wurden BANKEN Wo bist du mit deiner Peitsche Jesu?

II.

Banknoten zähler drehen unermüdlich Scheine Auf ihnen Fingerabdrücke der Menschheit Schweiß Tränen Schmutz Blut In tiefes Schweigen hüllen sich weltreisende Banknoten in Safes und in der Hand des Bettlers der Cent

2013



Josef Michaelis bei einer Weiterbildung von Deutschlehrern in Steinamanger

* früher Händler, heute Gewinnler





Stefan Raile im Lenau-Haus in Fünfkirchen

Auf dem Säulengang, von Efeu zugespinnen, setzte er sich mit mir an einen viereckigen Tisch, goss Wein aus einer Korbflasche in große Gläser und spritzte ihn mit Sodawasser. Nachdem wir getrunken hatten, begann er zu erzählen.

Partisanen hatten den nach einem Scharmützel versprengten Teil der deutschen Einheit in eine Schlucht gelockt, umzingelt, überwältigt und entwaffnet. Als die Soldaten, von Gewehren und Maschinenpistolen bedroht, in einem engen Kreis zusammengepfercht waren, tauchten Berittene auf, die, um den Erfolg zu feiern, Schnapsflaschen herunterreichen, aus denen die Bewacher reichlich tranken. Vom Alkohol beerauscht, befahl ihr Kommandeur den Gefangenen, sich zu entkleiden, trieb sie nackt mit seinen Leuten auf eine Wiese und schrie lachend, sie sollten laufen, so schnell sie könnten. Während die Ersten, von Hoffnung und Angst getrieben, schon aufsprangen, zögerte Florian noch, da er sich nicht wie ein Hase auf der Flucht erschießen lassen wollte. Erst als Simon ihm zurief, er solle versuchen, den gegenüberliegenden Wald zu erreichen, rannte auch er um sein Leben. Er spürte, wie sich die Erregung schmerzhaft in seinen Leib krallte, hörte hinter sich Schreie, Flüche, Hufschläge und das laute Wiehern der gepornter Pferde, erwartete jeden Augenblick, von einem der Schüsse, die plötzlich fielen, niedergestreckt zu werden, hastete, ohne sich umzublicken, gehetzt vorwärts, zwängte sich atemlos ins Dickicht, wo ihm die Reiter nicht zu folgen vermochten, eilte durchs Unterholz und zwischen Bäumen weiter, immer weiter, bis er auf einer winzigen Lichtung fast mit Simon zusammenstieß.

„Es war“, sagte der Alte, nachdem er sein Glas abgestellt hatte, „wie ein Wunder. Mit zerlumpten Sachen, die wir in einem verlassenen Haus fanden, schlugen wir uns

zu den Resten unsrer Einheit durch.“

Sie glaubten, der Allmächtige, wie Faltum ihn nannte, habe sie errettet und hofften, bald heimzukehren, als sie in Bayern in amerikanische Gefangenschaft gerieten. Das Lager, in das man sie steckte, hatte weder feste Gebäude noch Baracken für die mehr als zehntausend Männer hinter Stacheldraht. Sie wickelten sich nachts auf freiem Feld in ihre Zeltbahnen und froren darunter zu Eis, wenn es regnete oder schneite. Nur der Hunger war noch schwerer zu ertragen. „Ein Tier, das dich von innen frisst“, sagte der Alte und schwieg.

Simon, fuhr er fort, habe, abgemagert zum Schatten seiner selbst und von Fieber geschüttelt, fantasiert, aus Pfützen getrunken. Er hätte sein Brot mit dem Kranken geteilt, ihm Trinkwasser eingeflößt. Vergeblich. Der Lebenswille des Freundes war erloschen. Im Sommer 1946 sei er allein zurückgekehrt.

„Das war meine Geschichte“, sagte er, während er nachschenkte. „Sohn und Tochter sind fortgezogen, und seit zwei Jahren ruht meine Mathilde, die mir eine gute Frau gewesen ist, auf dem Friedhof. So verdöse ich das letzte bisschen Leben, das mir unser Herrgott gewährt, ohne sie im leeren Haus. Vielleicht findest du Zeit für einen weiteren Besuch? Ich hätte noch viel zu berichten. Und ich fänd's schön, wenn du aufschreiben würdest, was im Dorf keiner mehr hören will, für später, wenn wir nicht mehr da sind.“

„Für heute“, sagte ich und frage mich seitdem bei jedem Bild der Erinnerung an den Ort meiner Kindheit, wie es wohl in den Augen des alten Faltum erscheinen würde, der noch immer vor dem maisgelben Haus sitzt und darauf wartet, mir seine Geschichten zu erzählen. Was müsste das für eine Sprache sein, die uns in jedem Augenblick des Lebens wahrnehmen ließe, was mit und durch uns selber geschieht?

Erika Áts Zirpenzeilen

Der Traum

Pappeln Obsidiannadeln.
Mondfäden durch ein Ohr.
Cäcilie zählt Zikaden
mit absolutem Gehör.
Erste erfüllte Erbsen
sind guter Hoffnung, prall.
Im Fenster wir, zwei Kerzen,
flackern Mut ins All.

1984

Der Auftrag

Für Madeleine Merán, die Mitzählerin

Der Mond am seidenen Faden
entsetzliche force majeure.
Im Sonnenwind zähl' ich Zikaden,
verzweifle an meinem Gehör.
Ihre Zahl muss ich rauskriegen, richtig,
denn alles steht auf dem Spiel,
Gott braucht meine Zirpenstatistik,
will wissen: Es waren – wie viel?

2006

Aus dem Band „Lied unterm Scheffel“

Josef Michaelis

Symbiose

(Wunsch)

„Der Regen fällt nicht ihm,
die Sonne scheint nicht ihr:
Du auch bist anderen geschaffen
und nicht dir.“
(Angelus Silesius)

Im Hinterhalt
der trüben Tiefe
beobachten
Raubfische
den Schwarm
kleiner Riffbarsche
Mutig schützt
die vorgeschobene Garnison
ihr Daheim:
eine den Strömen
trotzende Seeanemone
Sie blüht für jeden
aber
sie öffnet sich nur ihren Beschützern:
Bei Gefahr
kuschen die
im Versteck
der Tentakel
Die Fischchen schleppen
Nahrung heran
behüten die stille Korallenwelt
Kommen Riffbarsche
um
öffnet sich das Blumentier
nicht
es geht bald
zugrunde
Schicksalhaft verbunden:
gemeinsam
auf der Hut

2012



Josef Michaelis: Odysseus

nach Homer

(Dem Literaturspezialisten und Kunstgeschichtler, meinem Lehrmeister Jochen Haufe gewidmet)

(Auszug)

...
Nausikaa fand ihn
nackt im feuchten Sand des Ufers
ihr schilderte er
die Abenteuer seiner Irrfahrt
und seine Prüfung
vom Vater der Königstochter
bekam er Hilfe
ein sicheres Dreiruderschiff
trug ihn nach Hause
harte Hände der Seemänner
brachten den Schläfer
Odysseus weich zum Ufer
und legten ihn ab
Er wachte nicht auf er träumte
und schlief wie noch nie
in seinem Traum wallte Nebel
der ließ sich herab
und wollte nicht mehr zerfließen
dann regte er sich
öffnete weit seine Augen
plötzlich brach Licht ein
grelle Schimmer überstrahlten
Hügel und Täler
dort reiften Feigen, Oliven
in grünen Hainen
feinen Dufthauch der Orangen
wiegte der Zephir
heller Spiegel war der Himmel
azurblau im Meer
Taubenscharen flatterten frei
über den Feldern
Hirten spielten auf Flöten
vertraute Lieder
sie trafen sein schmerzendes Ich
und erinnerten ihn



Jochen Haufe mit Josef Michaelis, Robert Becker und Vata Vági beim Literaturseminar 1986 in Pápa

an seine sorglose Kindheit
Jugend und Liebe
sein Herz überlief gleich Wärme
es schlug ihm so schnell
einst geschehene Geschichten
lebten wieder auf
Es roch stark nach Heimerde
daheim war er nun

Müde Wanderer
die ihr am Ufer vorbeigeht
und Ithaka seht
vergesst so nie Odysseus
sein zähes Ringen
mit bösen Wesen und Göttern
die List des Helden
erzählt nur im Land den Fremden
wie Odysseus
für seine Gefährten kämpfte
und wie der König
als sie starben vor Schmerz verging
vergesst nicht sein Glück
seine Tage auf hoher See
die reichen Mahle
im Kreise seiner Bekannten
die frohen Scherze
woran sich alle ergötzen
erwähnt die Treue
zu seiner Insel dem Busen
mit Fischergarnen
die Sehnsucht nach seinem Daheim

...
2012 (Herbst)

Der gesamte Text ist im Deutschen Kalender 2014 erschienen

Stefan Valentin

Es ist stoark scheini gwest

In unserem Männerchor singen überwiegend Bayern und Franken, die von den Ungarn „Schwabens“ genannt werden. In dieses ethnokulturelle Kesselglas kommt auch noch eine wienerisch gefärbte ostdonaubairische Mischmundart, so gehören unsere Steppenhügel dialektal zum Ofner Bergland. Die Jodler singen bei uns nicht auf der Alm, sondern auf der Pester Ebene und die Jäger besingen nicht den Böhmerwald, sondern die Akazien auf den Fluren.

Als Kind lebte ich im XX. Bezirk der Hauptstadt. Ich wuchs zusammen mit meinem Vater auf, der von „Herrn Geschichte“ zu einem braven Ungarn assimiliert wurde, mit meiner starken Mutter aus dem Geschlecht der freiheitsliebenden Kumanen und meinem jüngeren Bruder, der – mir ähnlich – nach seinem Platz in der globalen Gesellschaft fahndet, ohne ihn gefunden zu haben. Erst in einer Tanzveranstaltung, an der ich in der Morgendämmerung der Pubertät teilnahm, war ich mir der Erkennung bewusst, dass meine Heimat einst als ein ungarndeutscher Marktflecken florierte, in dem nicht nur die alten „Schwäbinnen“, sondern auch alle Kinder und Erwachsenen untereinander „Schwobisch“ gesprochen hatten. Sogar Ungarn, Zigeuner oder Juden hatten die Mundart als Vermittlungssprache verwendet. Die Fortsetzung im und nach dem Krieg ist leider schon ein trauriges Kapitel der Geschichte. Ich kehre lieber zum Männerchor zurück.

Wie schon erwähnt, kommen jede Woche waschechte Ureinwohner im Liederverein zusammen, die treu an ihren Traditionen festhalten. Die Stimmung der Proben haucht einen unbeugsamen bürgerlichen Stolz aus, der aus Pflichtbewusstsein und Wertschätzung des gemeinsamen Erbes besteht und den ich einst immer im Gespräch mit meiner Oma eingeatmet habe. Nicht gesprochen von dem unnachahmlichen Humor, ohne den der Wein zu sauer schmeckte und die Melodien zu sentimental klangen: „Mädchen, wenn ich dich erblicke, / Hab' ich keine Ruhe mehr, / Jeden Tag und jede Stunde / Ist für mich keine Freude mehr.“

Es gibt auch einen anderen Bezirk in Budapest, in den ich jede Woche gern fahre: der Achtzehnte. Am Dienstagabend ertönen am Fuße der Betonfelsen Volkslieder aus Bayern, dem Bakonyerwald, aus Sathmar oder der Branau: eine ungewöhnliche Szene zwischen den Plattenbauten, eine Art postsozialistischer Surrealismus. Die Zusammensetzung der Mitgliedschaft ist auch nicht weniger interessant: Frauen von der unterschiedlichsten Abstammung versuchen mit den süddeutschen Diphthongen zurechtzukommen – und nicht ohne Erfolg! Sie sprechen und denken Ungarisch, aber sie singen und fühlen Deutsch. Das Ergebnis: ein einheitlicher Klang, Vox Humana, und Geburt von Werten, deren angebliches Aussterben Politiker und andere Skeptiker so häufig beweinen. Ich habe meine „Chormitgliederinnen“ sehr lieb. Sie sind begeistert von einer Kultur, in die zwar nicht alle von ihnen hineingewachsen sind, trotzdem wird sie von ihnen gepflegt und vermehrt. Man braucht Wurzeln und die meisten Menschen lassen sich bewurzeln, weil sie Anspruch auf Gemeinschaft, Verständnis und Nächstenliebe haben. Um Werteschöpfer zu werden.

Wir alle sind auf einer ständigen Heimatsuche: Schwaben, Halbschwaben oder Garnichtschwaben. Und allmählich erkennt man die Wahrheit, dass die Heimat für immer da ist: sie ist anwesend in dem Herzen, in den Augen, in der Erziehung, in der Kindheit und im Alter, in Arbeit und Unterhaltung, in der Tradition und der Wandlung, in Scherzen, Liedern und Bräuchen, in Gedichten, Erinnerungen und in unserem ganzen Leben: „Nach meiner Heimat zieht's mich wieder, / Es ist die alte Heimat noch. / Die selbe Lust, die selben frohen Lieder / und alles ist ein andres doch.“



Foto: I. F.





„Ich waaß a Spatzenescht“ Erinnerungen an Nikolaus Márnai-Mann

Meine erste Begegnung mit Nikolaus Márnai-Mann war Anfang der 80er Jahre am Deutschen Lehrstuhl der Pädagogischen Hochschule in Fünfkirchen. Der damalige Lehrstuhlleiter, unser Dozent für deutschsprachige Literatur Dr. Béla Szende lud ihn in unsere Seminargruppe ein, damit wir uns mit einem Vertreter der neuen ungarndeutschen Literatur unterhalten können. Das Gespräch verlief ziemlich einseitig, denn Márnai-Mann war beim Erzählen unübertrefflich. Ein Redefluss, der kaum aufzuhalten war, begleitet von hektischen Handbewegungen und ruhelose, spähende Augen, charakterisierten ihn.

Mit großem Interesse hörte ich meinem Landsmann zu: Aus Almasch/Bácsalmás führte sein Weg über Kalocsa, Paris, Berlin bis nach Afrika und zurück nach Hédervár bei Raab/Győr und immer wieder in das alte Bauernhaus in seinem Heimatdorf. Dort wurde er nämlich 1914 in einer schwäbischen Handwerkerfamilie geboren und seine Muttersprache, die Almascher Mundart, blieb das bestimmende Erlebnis sein Leben lang, obwohl er im Sinne seines Spruches „A Gulde isch a Gulde und zwaa Gulde sin allweil mehr wie a Gulde“ mehrere Sprachen gesprochen hat.

„Mei liepschti Sproch is mei Muttersproch,
In ter schreiw ich halt far jung un alt,
Alli Jahr solank ich lewe noch,
Solank mei Schwoweherz wert kalt.“

(Nikolaus Márnai-Mann: Meini Mundart, In: Jahresringe S. 36.)



Gedenktafel von Nikolaus Márnai-Mann in Almasch

Als ich 1983 am Werkstattgespräch der ungarndeutschen Autoren in Sepsárd/Szekszárd teilgenommen habe, hatte ich die Möglichkeit, ihn näher kennen zu lernen und mit ihm auch persönliche Gespräche zu führen. Begeistert erzählte er uns, den jungen Puwen, der damals jüngeren Generation – Josef Michaelis, Nelu Bradean-Ebinger, László Ritzel –, wie er als Student mit dem Volksbildungsverein und Jakob Bleyer in Verbindung kam, wie er nach seinem Studium an der Sorbonne Universität in Paris zum ungarischen Militär einrücken musste und später desertieren konnte, aber auch über das exotische Leben in Afrika, über die Frauen und die vielen Mücken, die es sich nicht gelohnt habe, in der Nacht totzuschlagen, weil dann andere, noch nicht sattgefressene ihre Stelle eingenommen hätten. Er war ein geselliger, lustiger Mensch, der gerne das Wort geführt hat und im Mittelpunkt der Gesellschaft stand.

Später besuchte ich ihn in seinem Elternhaus, das in Almasch in der Klau-Kass – damals Marxstraße genannt – dem Haus des Bruders von meinem Großvater gegenüber stand. Jedes Jahr verbrachte er dort einige Wochen, um sich zu erholen, um Inspirationen zu sammeln, weil er ja erst nach seiner Pensionierung (1977) begann, seine früheren bzw. neu geschriebenen Werke zu veröffentlichen. Das alte Bauernhaus hatte eine eigenartige Atmosphäre, es war ein Stück Vergangenheit, ein Zeuge von vergangenen Zeiten und Lebensweisen. Hier konnte er seine Erinnerungen wachrufen und die typischen schwäbischen Menschen der Batschka heraufbeschwören, die er in seinen Gedichten und kurzen

Erzählungen verewigte.

Márnai-Manns literarische Bedeutung liegt sicherlich nicht in seiner poetischen Leistung, denn nach seiner eigenen Aussage überarbeitete er seine Gedichte nie und die formellen Merkmale treten bei ihm eher in den Hinter-

grund. Márnai-Mann ist der Mundartdichter der ungarndeutschen Literatur schlechthin. Er schrieb konsequent in der fränkischen Mundart seiner Heimatgemeinde. Ihm ist es gelungen, der Batschkaer Mundart ein Denkmal zu setzen und die Begeisterung für seine Muttersprache durch seine Werke auf andere zu übertragen. Wenn ich die erste Strophe seines „Luschtiges Schwoweliedes“ lese, erscheint vor mir sofort ein kleiner Lausbub, der den ganzen Tag im Freien barfuß herumläuft, auf jeden Baum klettert, seine Umwelt gut kennt und jetzt mit großer Begeisterung auf seine Kameraden zukommt, um ihnen über die Sensation zu berichten:

„... Ich waaß a Spatzenescht,
Tie jungi sein rauskfloge,
Tie aldi hocke fescht.“

Christina Arnold

Die Aussagekraft dieser Verse liegt allein in der Sprache, die kraftvoll, energiegeladene, jugendlich, eigenartig und dadurch authentisch vorkommt. Die Mundart habe – wie es auch Engelbert Rittinger betont hat – spezielle Ausdrucksmöglichkeiten, die mit Gefühlen und Erlebnissen beladen sind. Diese müssen aber zuerst gefunden und an der richtigen Stelle eingesetzt werden. Die Verse wie „Ich waaß a Spatzenescht“ und „Tie aldi hocke fescht“ würden im Hochdeutschen sicherlich nicht die erwünschte Wirkung haben.

(Fortsetzung auf Seite 8)

Valeria-Koch-Zimmer im Wesprimer Lovassy-Gymnasium Der passende Ort für Heimatkundestunden

Mit einem ansprechenden Design, dekorativen Elementen und eindrucksvollen Bildern lädt der neue Raum des Deutschen Klassenzuges am László-Lovassy-Gymnasium in Wesprim zum Verweilen ein. Das Ziel war damit, bei den Schülern einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen,

wenn sie über Heimatkunde, über die Geschichte der Ungarndeutschen hören. Nicht zuletzt gehört auch die Literatur der Ungarndeutschen mit dazu, so wurde der Raum schon vor mehreren Jahren nach der Dichterin Valeria Koch benannt.

Durch eine Bewerbung, und passend zum 20. Jubiläum der deutschen Nationalitätenabteilung der Schule wurde der Klassenraum neu gestaltet. Bei der Übergabefeier erinnerten sich Lehrer und ungarndeutsche Würdenträger an die Anfangszeit, an die Gründung und an die Erfolge der Schüler in den letzten 20 Jahren. Das angesehene Gymnasium ist ein Ausbildungsort für die ungarndeutschen Jugendlichen aus der Umgebung und bietet auch zahlreiche Möglichkeiten im Bereich Nationalitätenkunde.



„Ich waab a Spatzenescht“

Erinnerungen an Nikolaus Márnai-Mann

(Fortsetzung von Seite 7)

Die Gespräche, die ich natürlich in unserer Batschkaer Mundart mit ihm geführt habe, zeugten von seiner tiefen Verbundenheit mit seinem Heimatdorf, den Menschen dort und vor allem mit der schwäbischen Sprache. Er kannte die Denk- und Lebensweise, die Freuden und Leiden der einfachen Bauern und Handwerker gut und verewigte sie, geprägt durch seine soziale Empfindlichkeit, in seinen Werken. Diese Inhalte in origineller Sprache erzählt, bedeuten das Besondere in seinem Schaffen. So bleiben uns die Ausdrücke wie „zuruckzus hew ich mich arich ketummelt“, „ich war tamols a klones Piwili“ oder „eper is hinter mir“ (Aus: *Ti Kschicht vum Vetter Wißt-r*) erhalten, aber auch der Wunsch der hungrigen Kinder an ihre Mutter „... kept mr uns noch vum Krischtlich (die Kruste von der angerösteten Mehlspeise) a pissili“ (Aus: *Tr Chrischtl Ambros-Vedr is kstarwe*) gerät nicht ganz in Vergessenheit. Man kann auch die typischen Figuren der schwäbischen Dorfszene wie den sparsamen *Keizhals-Sepp-Vedr*, den *aldi Kwelwer* und den *kudi Trexlermeister* kennen lernen. Besonders authentisch wirkt seine Sprache in den Erzählungen, die gewählte Transkription ermöglicht auch dem in der Mundart nicht mehr ganz bewanderten Leser das Verstehen der Texte.



Nikolaus Márnai-Mann mit den „Puwen“ László Ritzel, Alfred Manz und Nelu Bradean-Ebinger beim Werkstattgespräch 1983 in Sepsárd

Weniger expressiv finde ich seine Sprache in den Gedichten, in welchen es nicht um die traditionellen Themen der Mundartliteratur geht. Vielleicht ist der begrenzte Wortschatz der Mundart den moderneren Themen wie Umwelt, Sinnfragen usw. nicht mehr ganz gewachsen. Die „schwäbisch“ ausgesprochenen bzw. geschriebenen Wörter, die es ursprünglich in der Mundart nicht gibt (z. B.: *in Keporkenheit*, *tr Winter pehillt*, *Firmament*, *Meditation*), wirken in manchen Verbindungen eher fremd.

Das kleine Haus in der seit der Wende umbenannten Gróf-Széchenyi-Straße steht nicht mehr. Es wäre interessant, über die Entwicklung und die Geschehnisse der letzten 30 Jahre mit ihm zu diskutieren. Damals hörte ich ihm eher nur zu, heute würde ich ihm sicherlich auch Fragen stellen, um zu versuchen, einige (Schein)Widersprüche zu klären. Er war fest davon überzeugt, dass die Mundart in den Kindergärten benutzt und in den Schulen unterrichtet werden sollte. Wie hätte man denn ohne die nötigen objektiven Bedingungen (die Mundart beherrschende Lehrer, in der Mundart geschriebene Lehrbücher, einheitliche Mundart, in der Familie in der Mundart sozialisierte Kinder usw.) seine Vision verwirklichen können? Wie kam es denn, dass der Name seiner Familie magyarisiert wurde, obwohl er ja ein Anhänger von Jakob Bleyer und seines Volksbildungsvereins war, der ja bekanntlich gegen die Magyarisierung aufgetreten ist? Es würde mich auch interessieren, wieso der ehemalige Schüler eines katholischen Gymnasiums 1945 jener Kommunistischen Partei beigetreten ist, die eindeutig für die Vertreibung der Ungarndeutschen plädiert hat?

Wie der kleine Junge herzensfroh, begeistert über das „Spatzenescht“ berichtete, so wollte auch Márnai-Mann seine Mitmenschen von der Bedeutung der Mundarten überzeugen. Seine schwäbische Muttersprache betrachtete er als das wichtigste Merkmal seiner Identität.

„Pekenn tich zu tem was tu pisch,
Pekenn a tich zu tem, was vorüwer ischt.
Verleigne nie, tie Homet, ti Scholle un ti Ahne,
Sie sein alli in tieser heilich Ert pekrawe.
Pewahre weider tei Art un tei Sproch,
So hot tei Arweit un tei Lewe a Sinn noch.“
(Nikolaus Márnai-Mann *Bekentnis*, In: Neue Zeitung 12/1980)

Sein Bekenntnis verdient Hochachtung und könnte trotz der veränderten Verhältnisse als Beispiel für seine Nachfolger dienen.



Der Grabstein des Heimgekehrten

Anlässlich des 90. Jahrestages seiner Geburt wurde auf Initiative der Deutschen Selbstverwaltung in Almasch eine zweisprachige Gedenktafel eingeweiht:

„ZUR ERINNERUNG AN
NIKOLAUS MÁRNAI-MANN
1914-2001
DER MIT SEINEN SCHRIFTEN, GEDICHTEN
DIE ÖRTLICHE SCHWÄBISCHE MUNDART
NOTIERT HAT. SEINE WERKE SIND VON LIEBE
DER HEIMAT, DER BATSCHKA
UND ALMASCH DURCHDRUNGEN.“

„Ti lewendichi Mundart verkündet allonich, taß mer noch lewe, un tapei Schwowe kepliewe sein. Mir is es viel liewr, wann mer in onem Tarf laut unsri Mundart hert un tie scheni aldi Schwowelieder singt, als tr schenschi Friedhof mit ten schenschi kezierti teitschi Krobufschrifte.“ (Nochomol iwer Mundartsproch un Mundartdichtung. In: literarischer rundbrief Nr. 4)

Nikolaus Márnai-Mann liegt auf dem Almascher Friedhof begraben. Die Gruft seiner Familie ist eine Reihe höher, über dem Grab meiner Großeltern zu finden. Auf seinem Grabstein verkündet eine deutschsprachige Inschrift, dass der Schwabensohn in seine Homet zurückgekehrt ist.

P.S.: Laut der Volkszählung 2011 würden in seinem Heimatort vielleicht noch 207 Personen seine Werke verstehen.

Alfred Manz

Szily 75



Anlässlich des 75. Geburtstages des Malers, Munkácsy-Preisträgers Géza Szily ist im Komitatsmuseum „Wosinsky Mór“ in Szekszárd (Szent István tér 26) eine Ausstellung mit dem Titel „Szily75“ zu sehen. Die Ausstellung ist bis zum 1. März 2014 zu besichtigen.

Gratulation an Géza Szily bei der VUdAK-Gemeinschaftsausstellung

Foto: Bajtai László

Robert Becker

Bahnhof

vor dem Panoptikum der Züge
Stummfilm im Getöse
Räder wie in einer Uhr
drehen dich mir näher

Vorbei

Rest eines Traumes
bist du mir gewesen.
Der Geruch von dir
schnuppert in der Nase
meines Hundes.

Vielleicht findet er dich.

Das Verbot

durch (N)einheiten
verschluckt sich
mein Glückauf
im Schluckauf

Ausflug

Tal benebelt.
Mond am Berg.
Gehen bis zum Kamm.
Schon Morgenschein.
Kein Mond.
Kein Tal.
Nebel noch.

Urknall

ich schließe die Pole
der Metropole

Erinnerung an das Gefühl

kleine Tage fein bemalt
und balsamiert
wie tote Huren
an Straßenrändern
hochpolierter Erinnerung

wäre anders
fast wie normal
doch hält mich ab
die Unscheu
lebloser Moral

Glied wächst
Spannung steigt
steife Nacht zerfällt
Sinne fälschen
Erlebnisbange

Ausrutscher

leere Bananenschalen
spreizen Arm vom Bein

karge Worte betteln
mit jedem Müll beladen

aber auch dein Ja
ist nur ein Nein

Aus dem Band „Gebündelt“

Neue Literatur-CD

Vor zehn Jahren hatte die Leitung des länderübergreifenden Radioverbandes „Funkforum“ mit Sitz in Temeswar die Idee, mit den Texten von je fünf deutschsprachigen Autoren aus Rumänien und Ungarn eine Literatur-CD im Temeswarer Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus aufzunehmen und die fertige CD an deutsche Lyzeen und Gymnasien, an Bibliotheken in Rumänien und Ungarn zu verteilen. Eine hervorragende Idee, die allerdings nur verwirklicht werden konnte, weil die Mitglieder der Literaturgesellschaft „Stafette“ und des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler schon seit Anfang der 90-er Jahre einen regen und fruchtbringenden Austausch pflegten. VUdAK war stets um die Zusammenarbeit mit Kollegen bemüht, die deutschen Minderheiten in anderen Ländern zugehören. Und hier spielten die Banater Schwaben und ihre Literatur eine besonders wichtige Rolle.

Die Tatsache, dass nach zehn Jahren die Idee geboren und am 24. Mai verwirklicht wurde, eine weitere gemeinsame Literatur-DVD zu produzieren, beweist, dass die gewachsenen grenzüberschreitenden Beziehungen Bestand haben und kleine Mosaiksteinchen in der Stärkung gutnachbarlicher Kontakte bilden, zum besseren Verständnis der Gedanken- und Gefühlswelt der Einwohner im Nachbarland beitragen können. Die Autoren leisten damit einen bescheidenen Beitrag zum Europa der Vielfalt, zum Europa der Regionen und zum Europa der Bürger.

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler feierte 2012 sein zwanzigjähriges Bestehen. Aus diesem Anlass fertigte Robert König eine Grafik an, die VUdAK-Vorsitzender Johann Schuth bei der Lesung an die Gründerin der Stafette Frau Annemarie Podlypni-Hehn für ihren besonderen Einsatz in der Zusammenarbeit zwischen Stafette und VUdAK überreichte. An der öffentlichen Lesung im Temeswarer Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus nahmen ungarndeutscherseits Christina Arnold, Robert Becker und Stefan Valentin teil.



Robert Becker liest in Temeswar

Foto: I. F.

Nelu Bradean-Ebinger las in Willand



Auf Einladung des Willander Deutschlehrers Josef Michaelis las Nelu Bradean-Ebinger am 6. Juni vor Schülern im Hauptgebäude des Veranstaltungsparkes in Willand/Villány.

Foto: Mira Halek

12 + 4

Gemeinsame Ausstellung der KünstlerGilde und der VUdAK-Künstlersektion

Die Zusammenarbeit zwischen der KünstlerGilde und dem VUdAK reicht weit in die neunziger Jahre zurück. Bei der Gründung des Verbandes

Ungarndeutscher Autoren und Künstler im Jahre 1992 stand eigentlich die KünstlerGilde Pate. Die beiden VUdAK-Sektionen für Literatur und bildende Kunst organisierten sich nach dem Vorbild der KünstlerGilde Esslingen.



KünstlerGilde-Vorsitzender Dr. Wolfgang Schulz

Die Anfang 1991 entstandenen Kontakte führten schnell zu einer sehr erfolgreichen und fruchtbringenden Zusammenarbeit. Lesereisen, Einzel- und Gemeinschaftsausstellungen, Mitwirkung an Symposien waren die Ergebnisse dieses geistigen Austausches. Mehrere Autoren und bildende Künstler aus Ungarn wurden in die KünstlerGilde aufgenommen, beteiligten sich erfolgreich an den literarischen Wettbewerben und Jahresausstellungen der KünstlerGilde. Vertreter der KünstlerGilde wiederum nahmen an den jährlichen Werkstattgesprächen von VUdAK in Ungarn teil, wo dann immer wieder gemeinsame Vorhaben ausgearbeitet wurden.

Heuer gab es zwei Höhepunkte dieses künstlerischen Austausches. Beim 65-jährigen Jubiläum der KünstlerGilde im Mai konnte Josef Michaelis, Träger des Donauschwäbischen Kulturpreises des Landes Baden-Württemberg, lesen, Ákos Matzon und Manfred Karsch nahmen mit ihren Werken an der Jubiläumsausstellung teil. Die VUdAK-Abordnung überreichte die Urkunde und die von Robert König geschaffene Grafik für besondere Verdienste in dieser Zusammenarbeit an den ehe-

maligen Geschäftsführer der KünstlerGilde Samuel Beer, den ehemaligen Vorsitzenden der KünstlerGilde Hans Peter Künzel und den derzeitigen Vorsitzenden der KünstlerGilde Dr. Wolfgang Schulz. Und auch ein lang gehegter Plan

konnte verwirklicht werden, denn seit etwa 15 Jahren war eine gemeinsame Ausstellung im Gespräch. Am 16. Oktober konnte in feierlichem Rahmen im Beisein des deutschen Gesandten Klaus Riedel im Budapest Haus der Ungarndeutschen die Ausstellung 12 + 4 eröffnet werden, die dann nach Fünfkirchen weiter wanderte.

Hansjürgen Gartner, Stellvertreter Bundesvorsitzender der KünstlerGilde Esslingen, führte in die Ausstellung 12 + 4 am 14. November im Fünfkirchner Lenau-Haus ein, die dort bis zum 14. Dezember zu sehen war. „12 + 4“ – hinter diesem eher etwas nüchtern klingenden Titel verbirgt sich eine Kunstaussstellung mit Werken von Künstlern der KünstlerGilde, einer Vereinigung von bildenden Künstlern, Musikern und Schriftstellern, die in der Folge des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat in den ehemaligen deutschen Ostgebieten und dem Sudetenland verlassen mussten und sich 1948 in Esslingen am Neckar zur „KünstlerGilde“ formierten, sowie Künstler des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und

zu stärken. Dies ist der politische Aspekt aus der Sicht des ministeriellen Zuwendungsgebers, der hier nicht unerwähnt bleiben darf, denn ganz ohne finanzielle Hilfe ließe sich ein solches Projekt nicht realisieren. Aber dem heutigen Abend entsprechend sollte doch die Begegnung zwischen den deutschen und ungarndeutschen Künstlern mit ihrem Publikum hier in Fünfkirchen im Vordergrund stehen.

Die Auswahl der hier ausstellenden Künstler erhebt natürlich keinerlei Anspruch darauf, für die deutsche beziehungsweise ungarländische Kunstszene der Gegenwart repräsentativ zu sein. Der Betrachter wird zwischen beiden auch kaum Unterschiede in Darstellung oder Ausdruck wahrnehmen. Um so mehr wird deutlich, wie die Sprache der bildenden Kunst dafür geeignet ist, Grenzen und damit Begrenztheit zu überwinden, Trennendes zu einen und in diesem Sinn besagte „Brücken“ zu bauen. Ein Medium, das ohne Worte auskommt und nur mit einem unausweichlichen Blick wahrgenommen

sitionen, etwa bei Hans-Jürgen Zimmermanns „Leise Wege“ und bei Barbara Gröne Trux exzellenten, kleinformigen Arbeiten „Ankunft“ und „Air Berlin“ sowie Jutta Pallos Schönauer mit ihrem Werk „Aussichten“. Zu Darstellungen, die auf fotografischer Grundlage aufbauen, gehören das Bild „Starfighter“ von Ernst Krebs und die beiden von Hansjürgen Gartner mittels Computer grafisch umgesetzten Porträts „Goethe“ und „Wagner“. Dem Thema Landschaft widmet sich auf naturalistische Weise der Maler Hugo Schaufler mit einer Stadtansicht und auf sehr individuelle Weise, fast schon als Schritt zur Abstraktion, aufgelöst in dynamische Struktur, Manfred Karl Pionteks großformatiges Bild „Halden Wasser Senken“. An ähnlicher Nahtstelle zur Abstraktion positioniert ist die ebenfalls großformatig angelegte Arbeit von Peter Tomschiczek mit dem Titel „Gurunsi 09“. Rein ungegenständliche Werke finden wir nun in erster Linie bei unseren Künstlerkollegen aus Ungarn. Bis auf den Maler Ro-



Hansjürgen Gartner, Borbála Cseh und Klaus Riedel bei der Vernissage im Haus der Ungarndeutschen
Foto: Bajtai László

bert König, der mit einem Aquarell illustrativen Inhalts vertreten ist, und dem in Deutschland lebenden Herbert Dlouhy mit seiner abstrakten Arbeit „ausgegrenzt – eingegrenzt“, wären beispielhaft Manfred Karsch mit dem Werk „Dialog“, László Hajdú mit seinem minimalistischen Thema „Linienstruktur“ sowie Ákos Matzon mit der Arbeit „Rotary“ zu nennen.

Die KünstlerGilde dankt für die Gastfreundschaft, die uns unsere Künstlerkollegen hier in Ungarn entgegenbrachten, stellvertretend dem Künstler Manfred Karsch, nicht zuletzt aber dem Geschäftsführer des Lenau-Hauses Stefan Szeitz. Ob figurativ oder ungegenständlich, jedes der in dieser Schau präsentierten Werke verdient unsere uneingeschränkte Aufmerksamkeit und Beachtung. Trotzdem soll die menschliche Begegnung an einem Abend wie diesem nicht zu kurz kommen. So wünsche ich Ihnen verehrte Gäste interessante Gespräche und danke für Ihr Kommen.



János Elmauer verzauberte das Publikum mit seiner Trompete

maligen Geschäftsführer der KünstlerGilde Samuel Beer, den ehemaligen Vorsitzenden der KünstlerGilde Hans Peter Künzel und den derzeitigen Vorsitzenden der KünstlerGilde Dr. Wolfgang Schulz.

Und auch ein lang gehegter Plan

Künstler mit Sitz in Budapest. Es handelt sich um ein Kooperationsprojekt, bei dem die kulturelle Begegnung eine brückenbildende Funktion einnimmt, um die deutsche Minderheit beim Erhalt ihrer kulturellen Identität zu unterstützen und

„Ein Märchen von den Spielen des Lebens“ und „Auf den Pfaden der Beruhigung“

In der Veranstaltungsreihe „Zeiträume-Paare“ im Fünfkirchener Lenau-Haus wurde das Werk von Valeria Koch und István Damó präsentiert. Bei der Vernissage am 10. Oktober führte Kunstkritikerin Borbála Cseh in die Ausstellung von István Damó ein. Wir veröffentlichen ihre Ausführungen.

István Damó hat seinen Arbeiten sehr ausdrucksvolle Titel gegeben: „Ein Märchen von den Spielen des Lebens“ und „Auf den Pfaden der Beruhigung“. Die Titel der hier ausgestellten graphischen Serien sind literarische Zitate und führen die möglichen Erläuterungen viel weiter – jetzt konzentrieren wir uns aber auf die Bilder. Treten wir ein in ihre Welt.

Ein Märchen wurde uns leichthin versprochen und die ineinander verschmolzenen Formen führen uns in eine äußerst aktive Bewegung, die auf den ersten Blick mit ihrer Filmhaftigkeit verzaubert. Kleinere und größere farbige Einheiten pulsieren und leiten das Auge immer weiter. Die einzelnen Farbflecken sind alle die Farben, die in der klassischen Malerei zur Darstellung der menschlichen Haut verwendet werden – auch getrennt klingen sie an Leiber an. Die Farbeinheiten können als selbstständige malerische Oberfläche betrachtet werden. Akzentuierte Striche geben der Fläche eine abenteuerliche innere Regelung und erwecken eine malerisch klassische Wirkung. Die Verbindungen unter den Farbflächen sind sehr listig komponiert. Sie vertiefen das Bild und die leichte, skizzenartige Spielerei erweckt die Illusion eines dreidimensionalen Werkes, dessen Bewegungen einen in Verlegenheit bringen. Und es dreht sich weiter, kalligraphische Notizen als visuelle Nebenbemerkungen betonen die Wichtigkeit der Linien, die die Komposition festhalten. Nicht ein geometrisches Netz eher die Kreislinien tauchen auf, und wir entdecken etwas Menschliches. Winzige konkrete Nebenformen von Finger, Zehe – der Künstler macht die winzigsten vagen Andeutungen darüber, dass hier das Leben wortwörtlich von einem Lebendigen vorgeführt und geteilt reorganisiert wird.

Die Linien umschreiben keine konkrete Form, sie verbinden und entfernen auf einmal, ausschweifend, sogar frech verlangen sie eine eigene Rolle im Bilde. Nicht mit dem Vorder- und Hintergrund haben die Linien zu tun, wie es traditionell eine Aufgabe der Linie ist. Sondern sie bekommen neben den Farbflä-

chen eine wichtige visuelle und kompositorische Aufgabe. Linien dürfen die Mikrostruktur herbeiführen, solange Farben die Makrostruktur aufbauen. Farben haben mit Dynamik zu tun – Linien sind Schwung und Geschwindigkeit. Linien bestimmen Richtungen, die Fläche selbstständig ausfüllen.

groteske Situationen entwickeln sich. Je weiter weg wir treten, desto eindeutiger ist, dass die Beziehung der einzelnen Bildelemente eine Einheit bildet, die die Illusion der Räumlichkeit erweckt. Die Filmhaftigkeit verstärkt sich und die Dominanz der Dynamik und die Strömung treiben uns immer schneller



Anna Mezei, Schülerin des Koch-Schulzentrums, trug selbst ausgewählte Texte von Valeria Koch vor

Diese gemeinsam markieren dimensionale Räumlichkeiten oder besser gesagt öffnen das Bild in zwei visuell gegensätzliche Richtungen: vor der narrativen Bedeutung und vor der innerbildlichen Ferne. Lust zur Märchenhaftigkeit wird erweckt, wobei konkrete Formen sich ineinander verwandeln. Ein Mensch oder ein Tier, ein Schmetterling oder eine Maschine, ein Bildnis oder eine Obduktion – alles ist möglich, die Spiele des Lebens bieten uns zufallsweise grenzenlose Fügungen an.

Je näher wir die Komposition betrachten, desto mehr geteilte Feinheiten, ironische Hinweise und

und fordern uns auf mitzuspielen, machen uns sogar zum Teilnehmer des Märchens.

Die spielerische Seite der Werke bedeutet nicht, dass sie unbedingt als lustig zu betrachten sind. Ob das eine Freiheit zum Nachdenken ist oder das Bild ungebundene Emotionen aufweckt und in die Untiefe versinken lässt? Die Wahl bleibt in dem Bild versteckt.

Die Pfade auf dem Wege der Beruhigung sind schmal. Kein Zeichen blickt auf: Schon gut, Kamerad, hier kannst du ausschalten, zwei Tropfen Schüttelmischung, und was bisher zweifelhaft war, ist schnell vorbei. Neue und wieder neue Impulse wer-



Kunstkritikerin Borbála Cseh mit István Damó bei der Ausstellungseröffnung
Foto: I. F.

den uns gegeben, damit wir unsere Wege zurücklegen können und selbst entscheiden, wie wir die ewigtödlichen Spiele des Lebens mitmachen. Was wir aufnehmen wollen, welche Rollenteilung wir für vorstellbar halten und ob wir die Märchenhaftigkeit ernst nehmen.

Da es keine sogenannte klassische Perspektive im Bilde gibt, keinen festen Punkt, der das ganze irgendwie organisiert, liegt die Verantwortung bei uns: Wir sollen unsere Orientierungen bestimmen. Es liegt bei uns, wie das Märchen klingt – wenn es nicht gefällt oder kein gutes Ende vor uns aufscheint, zucken wir mit den Schultern und fangen von vorne an.

Manchmal ist die Situation ganz bitterlich humorvoll, wie in dem alten Witz: Eine Dame läuft immer schneller und immer verzweifelter auf der dunklen, menschenleeren Straße, da sie Schritte von hinten wähnt. Das kaum hörbare, verdächtige Geräusch wird immer stärker, sie kann es nicht außer Acht lassen. Dann kann sie es nicht länger aushalten und schreit auf: „Ach, wer sind Sie denn? Was wollen Sie von mir? Warum folgen Sie mir?“ Die Antwort: „Sie können die Antworten geben. Sie träumen von mir – letztendlich.“

Träume oder Wahrheit – das ist nicht immer zu entscheiden, die Grenzen des Daseins scheinen zu oft wechselhaft und schweben in einer trügerischen Höhe. Wollen wir eine Sicherheit? So etwas gibt es nicht. Die Strömung aufzuhalten ist unmöglich. Der Künstler ruft zum Mitspielen, was äußerst ratsam, sogar die einzige zu treffende Wahl ist.

Liebe Gäste! Fliegen Sie gemeinsam mit den Schmetterlingen Ihrer Seele und lassen Sie sie Nachrichten von einer Welt holen. Einer bisher unentdeckten Welt, die niemand besser kennt als Sie selbst, nämlich diese Welt ist die eigene. Spenden Sie Zeit zum Miterleben und nehmen Sie die Dynamik der Bilder auf. Am liebsten aber sollen Sie die spielerische Seite trainieren. Nichts ist vollendet und unauswechselbar solange wir leben. Man macht mit, etwas bedenklicher, etwas schwerfälliger manchmal, aber doch mit Lust und voll mit Ideen.

Die Ferne bestimmen wir selbst – Groteskes und Ironie dienen als Maßstab. Wenn man mit einem Kleinkind spielt, erlebt man, wie es das Spiel wahrnimmt. Wie absolut klar und scharf es die Erscheinungen auffasst und wie ehrlich es reagiert.

Das Kind lebt in uns, nur es lässt uns ausgelassen werden.

Diese wundervolle Ausstellung bietet uns allen eine Gelegenheit, die unertragbare Ungezwungenheit des Daseins mit dem Spielen aufzulösen.



Zur Ausstellung von Josef Bartl im Fünfkirchner Lenau-Haus

Die Zeichen-Symbole, die sein ganzes Lebenswerk begleiten, kommunizieren in einer universalen Sprache

In der Reihe „Zeiträume-Paare im Lenau-Haus“ wurde vom 14. Feber – 19. April eine Ausstellung mit Werken von Josef Bartl gezeigt. Bei der Vernissage las Stefan Valentin seine Texte vor. Für die wunderbare musikalische Umrahmung sorgte die Blasmusikkapelle „Alte Kameraden“. In die Ausstellung führte die junge Kunsthistorikerin Katalin Kopin (Foto) ein, die auch die große Ausstellung zum 80. Geburtstag des Künstlers in der Mühle von Sankt-Andrá/Szentendre kuratierte. Wir veröffentlichen den Einführungstext.



Die Malerei von Josef Bartl steht der Poesie nahe. Aus Motiven gewebte, melodische Reime und wiederholte Rhythmen, die innerhalb der Komposition die Form von Bild-Versen annehmen, sind charakteristisch für seine Bilder. Die mutig konstruierten, asymmetrischen Räume zeigen über die von den Leinwänden begrenzten Rahmen hinaus. Die Musikalität der

disten verbinden ihn mit den progressiven Künstlern der Epoche, mit der Reformgeneration der 60er Jahre.

Die kämpferische Attitüde und der Radikalismus stehen aber seinem Stil und seinem Gesellschaftston fern. Er ist vielmehr ein Künstler, der in aller Stille, sich in die Privatsphäre zurückziehend, nach seinen individuellen Wegen sucht, der aber sein charakteristisches, auf den konstruk-

Alten Künstlerkolonie von Sankt-Andrá, in der vielseitigen Kunstszene der Stadt, wobei ihm Meister wie János Kmetty oder István Ilosvai Varga behilflich waren. Trotzdem waren es nicht ihre postnagybányaer Trends, die ihn entscheidend beeinflussten hatten, sondern die von Dezső Korniss und Endre Bálint vertretenen Konstruktionsmethoden. Nimmt man Bartls Malerei nach 1972 unter die Lupe, kann eine langsame Veränderung, sowohl das Thema wie auch die Darstellung betreffend, beobachtet werden. In den Stillleben verschwindet die konkrete Umgebung, das Interieur ist nur schemenhaft präsent. In der Bildmitte steht jeweils ein Gegenstand, der Hintergrund aber mutiert zu einem Muster aus dekorativen, abstrakten Farbflächen, die von Wellenlinien, Punkten oder Koloritstreifen umrandet werden. Ab Mitte der 70er Jahre ergeben dann diese abstrakten Farbfelder das Hauptmotiv der Bilder.

In diesen wogenden Motivreihen tauchen die ersten Zeichen-Symbole (Gerberzeichen, Grabholz, Tulpe, Herz) auf, die im weiteren Ablauf seiner Kunst eine entscheidende Bedeutung gewinnen. Bartl adoptierte die Motive der Volkskunstobjekte (Gerberzeichen, Herz, Tulpe, Kreuz, Puppe), die er auf seinen Sammelreisen auf dem Lande kennengelernt

hatte, setzte aber diese aus ihrer authentischen Umgebung herausgerissenen Symbole in ein geometrisches System und schuf dadurch eine Art Symbol-Sammlung oder „Sinnbild-Kataster“.

Um die Mitte der 80er Jahre werden die sensiblen Farbübergänge oder die explosionsartig starken Farbstrukturen von homogenen Koloritfeldern ersetzt. Gleichzeitig verlässt Bartl die flache Bildebene und nähert sich durch Faltungen, durch plastische Kanten und durch mit Malmesser erstellte, quadratische Strukturfelder der dritten Dimension. Weiß ist der Grundton der Bilder, das mal ins Zyanblaue oder mal ins Hellbraune übergeht. Die „Bild-Parzellen“ sind mit Rillen, Streifen oder Punkten gefüllt, in die Quadratfelder, die sich wie Fensterflügel auftun, kommen geometrische Formen (Keil, Kreis, Quadrat, Kreuz).

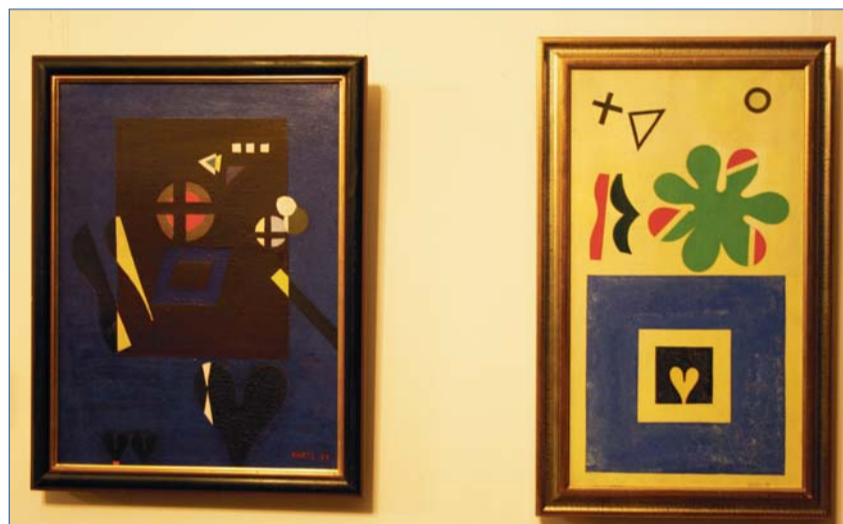
Am Anfang der 90er Jahre erhält ein dunkleres Kolorit Vorrang: der Grundton der Bilder wechselt ins Braune oder Graue, später sogar ins Schwarze. Mit den dunklen Tönen klärt und vereinfacht sich auch die Bildstruktur. Nur in wenige Quadratfelder werden einige ausgesuchte Symbole gesetzt. Manchmal lässt Bartl die früheren Motive komplett weg, nur leere Felder des Quadratgitters füllen die Bildoberfläche und betonen den sakralen, meditativen Inhalt der Bilder und die Präsenz des sichtbar gemachten Mangels.

Die Zeichen-Symbole, die sein ganzes Lebenswerk begleiten, kommunizieren in einer universalen Sprache. Ihren Ursprung haben sie aber in der Volkskunst. Bartls Lebenswerk bildet ein wichtiges Kapitel in der ungarländischen Kunstgeschichte.

Ich möchte diese kurze Würdigung mit dem Gedanken von Béla Kondor beenden, der einen Schlüssel zum Verständnis der Bartl-Werke geben kann:

„Ein Zeichen hinterlassen, darüber dass wir da waren und zu Fall kamen, doch in unserem Wesen und in diesem Zeichen steckt die Erklärung.“

Übersetzung: **Ildikó Misch**



Bilder von Josef Bartl

Foto: I. F.

Bilder lebt und pocht in uns Betrachtenden weiter. Kraftvoll gebogene Streifen aus Brillantrosen, wallende Wellenlinien und das Spiel konkaver und konvexer Flächen ergeben eine dynamisch dahinströmende Bildoberfläche.

Josef Bartl bediente sich der symbolischen Darstellung in einer Ära, als zwischen Realität und Schein eine tiefe Kluft gähnte, und als die offizielle Kunst und die sogenannte „zweite Öffentlichkeit“ voneinander scharf abgegrenzt waren. Seine Veranlassung, seine selbstauserwählten Meister und geistigen Mentoren (Endre Bálint, Dezső Korniss), seine Richtlinien und sein künstlerisches Milieu (die Europäische Schule, die Alte Künstlerkolonie von Sankt-Andrá), seine Freunde und einige Gemeinschaftsausstellungen mit dem Zuglőer Kreis oder den Neoavantgar-

tiven, geometrischen Sankt-Andrá-Traditionen basierendes Lebenswerk mit einer zähen Konsequenz aufgebaut hat.

Langfristig erwies sich der Weg, den er für sich gefunden hatte, als goldrichtig. Obwohl das Lebenswerk in gut voneinander absteckenden Epochen unterteilt werden kann, sind all seine Exponate einheitlich und gehören zu ein und demselben geistigen Terrain. Die Bilderreihen, die entlang gut definierbarer ästhetischer und kunstphilosophischer Parameter entstanden, sowie die Verkuppelung von geometrischen Strukturen mit den beinahe schutzmarkenartigen Symbolen aus der Volkskunst lassen seine Kunst in den Begriffskreis des konstruktiven Gedankenguts von Sankt-Andrá leicht integrieren.

Seit 1972 engagierte sich Josef Bartl, als gewähltes Mitglied der



Die Kapelle Alte Kameraden spielt herrliche Blasmusik



Josef Bartl schuf eine großartige Malerei

Am 2. August wurde der Schorokscharer Maler Josef Bartl (1932 – 2013) zu Grabe getragen. Das Bartlsche Lebenswerk würdigte Kunsthistoriker Tibor Wehner bei der Beerdigung.

Dem Künstler, der 1932 in Schorokschar/Budapest geboren wurde und als Kind den Zweiten Weltkrieg erlebt hatte, wurden ein Leben voller Kämpfe sowie ein schweres Künstlerschicksal zuteil. Josef



Bartl absolvierte sein Hochschulstudium in den unheilvollen 50er Jahren. Seine Malerei und seine künstlerische Attitüde musste er unter den diktatorischen gesellschaftlich-politischen Verhältnissen des Sozialismus, d. h. in einem kulturell und kunstpolitisch unterdrückten Milieu entfalten und erarbeiten. In einem Gespräch erzählte er ein beklemmendes, heutzutage sogar absurd wirkendes Erlebnis in der Akademie. Die Namen all der Studenten, die den Band über Cézanne bereits zum dritten Mal ausgeliehen hatten, bekamen die Anmerkung: entwickelt sich in die falsche Richtung.

In den 60er Jahren nahm er an Ausstellungen mit traditionellen Landschaftsbildern, Porträts, Stilleben und Genrebildern teil, währenddessen sich an seinen Atelierwänden bereits die abstrakten, symbolbetonten Kompositionen mehrten. Zum Glück wurden später die Kunst- und Publikationssperren gelockert, so dass Josef Bartl durch die Synthese von Volkskunstinspirationen und den modernen Trends von Sankt-Andrä/Szentendre eine Malerei auf europäischem Niveau entwickeln konnte.

1963 präsentierte Josef Bartl seine erste Einzelausstellung (NZ 31. Mai 1963) und 2013, in diesem Jahr also, schon schwer erkrankt, die letzte. Nunmehr folgt unwiderruflich die Epoche der kühlen Gedenkausstellungen ohne den sicheren, lebendigen Hintergrund der Künstlerwerkstatt. Die besondere Aufmerksamkeit und das erhöhte Interesse, die allen großen Meistern gebühren, und mit denen wir in den vergangenen Jahrzehnten Bartls Einzelausstellungen sowie seine Beteiligungen an Gruppenausstellungen begleitet hatten, sollen bei den kommenden Gedenkausstellungen ebenfalls erhalten bleiben. Das 55-jährige Lebenswerk kann zur Interpretation unseres mitteleuropäischen und ungarischen Daseins sowie unserer Vergangenheit, zur genauen Erfassung unserer historischen Verhältnisse, zur Bekräftigung unserer Ahnungen und zum Beweis unserer Annahmen beitragen. Sein Œuvre, das die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und beinahe die ersten eineinhalb Jahrzehnte des neuen Jahrtausends erfasst, lässt sich am besten mit dem Wort „großartig“ bezeichnen. Josef Bartl schuf eine großartige Malerei. Das beweisen die Selbstständigkeit, die Originalität, der Einfallreichtum, die Formschöpfung seiner Kunst, die malerischen Erkenntnisse und die Art, wie diese Erkenntnisse in Tradition und Zeitalter verschachtelt sind.

Die Anfangsphase seiner Laufbahn charakterisierte eine sinnliche Ausdrucksform und eine emotionsreiche malerische Formulierung. Später aber suchte er, zusammengefasst, sublimiert und zäh, nach dem Kern der

Dinge, den er uns aufzeigen wollte. Während er früher diszipliniert, den Erwartungen entsprechend agierte, recherchierte er später umso leidenschaftlicher, forschte nach, entdeckte und vollbrachte. Ab den 70er Jahren malte er zeitgemäße, moderne, von schweren Gedanken durchwirkte, aber dennoch in eine scheinbar leichtfertige Dekorativität getauchte Kompositionen, mal in strahlend-funkelndem Weiß, mal in tiefen Braun- oder düsteren Schwarztönen. Immer wie-



Das Grab von Josef Bartl

der teilte er seine Bilder in Kassetten auf. Er reihte Quadrate und Vierecke neben- und übereinander. In diesem System erschienen dann seine Zeichen und Symbole: Haus, Herz, Tulpe, Keil. Er schien mit diesem poetisch-malerisch initiierten Quadrantensystem und mit den wortkargen, aber dennoch vielsagenden Motiven Ordnung in dieser verwirrten, chao-



tischen Welt schaffen zu wollen. Er sehnte sich nach Ordnung, nach seelischer Ordnung und nach Gleichgewicht, deren Wichtigkeit er mittels seiner Bilder seinen Mitmenschen sanft verdeutlichen wollte. Seine Bild-Mahnungen, diese Bild-Zusammenfassungen, die feine, dennoch unheimlich tiefe Inhalte summieren und mit der Kraft der Tradition sprechen, verkörperten und verkörpern weiterhin die versteckten Wünsche der Menschen im 20. Jahrhundert bzw. an der Jahrtausendwende: den Wunsch nach Harmonie, die Sehnsucht nach Schönheit, das Streben nach Ordnung, das Verlangen nach Offenheit und Ehrlichkeit. Ein weiser Maler war er. Er arbeitete ohne Kompromisse, seinen eigenen Gesetzen

wichtige Elemente des modernen, abstrakten Trends in der ungarischen Malerei des 20. Jahrhunderts. Preise und Auszeichnungen zeigen die Anerkennung und kennzeichnen seine Laufbahn, deren Ereignisse in den Lexika genauestens registriert sind. Eine Reihe von Kritiken und Studien, die die Entwicklung der Bartl-Malerei begleiten, sind behilflich bei der Deutung der Werke und dem Vergleich mit den Herausforderungen der Epoche. Zwangsläufig wird seine Malerei ihren festen und hochrangigen Platz in der Kunst und in der ungarischen Kunstgeschichte finden.

„Den inneren Bewegungen gehorchend entwickelt und baut sich die malerische Laufbahn von Josef Bartl auf und schreitet in der Zeit voran“ – schrieb der Kunstkritiker Ferenc Hann, ein ausgezeichnete Kenner des Lebenswerkes, in seinem Katalogvorwort zur Ausstellung in der Szentendre-Galerie anlässlich des 60. Geburtstages des Künstlers. Und jetzt, 20 Jahre später, wenn wir die Bilder des im Alter von 81 Jahren von uns geschiedenen Künstlers in unser Gedächtnis rufen, müssen wir auf diese mysteriösen, inneren Bewegungen hinweisen. Auf jene nach Klarheit strebenden Indizien, zusammengesetzt aus geheimnisvollen, intuitiven Annahmen und bewussten Entscheidungen, aus Fachkenntnis und einem von Gott gegebenen Talent, die die Entstehung dieses monumentalen, faszinierenden und zeitgemäßen Lebenswerkes inspiriert hatten.

Wir werden uns die Erinnerung an die lebenswürdige Gestalt von Josef Bartl sowie an seine Arbeiten bewahren. Sind selbst wir dann nicht mehr, werden trotzdem seine Kunstwerke erhalten bleiben, als Erinnerungen und Ideen, für immer schwebend in der endlosen Zeit.

Übersetzung: **Ildikó Misch**

**Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Herausgegeben von Johann Schuth**

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft (vergriffen)

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 Preis: 200 Ft (vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft (vergriffen)

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft (vergriffen)

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte. 1976 - 2001. Budapest 2004. 205 S. ISBN 963-8333-08-1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 9: Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 2005. 214 S. ISBN 963-8333-11-1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 10: Literatur Literaturvermittlung Identität. Tagungsband. Budapest 2004. 143 S. ISBN 963-8333-12-X ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 11: Koloman Brenner: Sehlichst. Budapest 2007. 72 S. ISBN 963-8333-13-8 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 12: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. 2. Auflage. 2008. 222 S. ISBN 978-963-8333-14-8 Preis: 900 Ft

Band 13: Erika Áts: Lied unterm Scheffel. 2010. 280 S. 978-963-8333-17-9 HU ISSN 1216 6324 Preis: 900 Ft

Band 14: Robert Becker: Gebündelt. 2013. 978-963-8333-19-3 HU ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Reihe Kunst

Band 1: "Dort drunt an der Donau". 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 800 Ft (vergriffen)

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 - 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 900 Ft

Band 4: Matzon Ákos NET (deutsch-ungarisch-englisch). Budapest 2005 ISBN 963 8333 09X ISSN 1216-6324 Preis 2000 Ft

Band 5: Antal Dechandt Katalog. Budapest 2005 ISBN 963 8333 10 3 HU-ISSN 1785-7465 Preis 800 Ft (vergriffen)

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. Preis: 500 Ft (vergriffen)

Band 6: ZeiTräume. 15 Jahre VUdAK S. 66 ISBN 963-8333-16-2 HU-ISSN 1785-7465 Preis: 1500 Ft

Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait. Preis: 2500 Ft

Bartl. Bilder 1951 - 2000. Preis 3000 Ft

Igele - Bigele. Ungarndeutsche Kinderanthologie. Budapest 1980 100 S. Preis: 600 Ft

Ludwig Fischer: Auf weiten Wegen. Budapest 1983 205 S. Preis: 600 Ft

Ludwig Fischer: Die Erinnerung bleibt. 2009 Preis: 2500 Ft

Wilhelm Knabel: Zur Heimat zieht der Brotgeruch. Budapest 1982 218 S. Preis: 600 Ft (vergriffen)

Seitensprünge. Literatur aus deutschsprachigen Minderheiten in Europa. Wien-Bozen 2009 256 S. Preis: 6000 Ft.

Josef Michaelis: Zauberhut. S. 102 Preis: 500 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

Bestellungen an:
VUdAK - Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, Lendvay u. 22 II. H-1062
Tel.: +36 1) 302 68 77
E-Mail: neueztg@hu.inter.net, www.vudak.hu

Literatur und Kunst an die Konsumenten bringen

(Fortsetzung von Seite 1)

Im Februar war im Ungarischen Kulturinstitut Stuttgart die Ausstellung von Ákos und Frigyes Matzon zu sehen. Ákos Matzons Ausstellung „Aspekte“ fand während einer großen internationalen Konferenz über die deutsche Minderheit im Budapester Balassi-Institut statt (Oktober) und der Sektionsvorsitzende hatte zwei große Einzelausstellungen im Berliner Collegium Hungaricum und im Klebelsberg-Kulturzentrum im II. Bezirk der Hauptstadt. Manfred Karsch stellte in der Stadtgalerie in Hanselbek und in Niglo aus. Bis zum 13. April waren Werke von Josef Bartl in der Barabás-Villa in Budapest zu sehen. Am 17. Juli ist Josef Bartl nach langem Leiden in einem Budapester Krankenhaus gestorben (ausführlicher über das Lebenswerk auf Seite 12 und 13). Werke von Jakob Forster wurden im Theater von Kecskemét gezeigt.

Am 27. Februar war Angela Korb zu einer Lesung in den Pädagogenklub der Deutschen Selbstverwaltung Budapest eingeladen. Zum 65-jährigen Jubiläum der Esslinger KünstlerGilde (24. - 26. Mai) waren Josef Michaelis, Ákos Matzon und Angela Korb in Deutschland. Josef Michaelis las beim Festakt aus seinen Werken. In der Ausstellung waren Werke von Manfred Karsch und Ákos Matzon zu sehen. Eine weitere wichtige Station im erfolgreichen Austausch war die gemeinsame Ausstellung der KünstlerGilde und der VUdAK-Künstlersektion in Budapest und Fünfkirchen (ausführlich auf Seite 10).

Vom 15. Mai - 29. Juni beherbergte das Haus der Ungarndeutschen in Budapest die Gemeinschaftsausstellung der VUdAK-Künstlersektion. Neben

der Vernissage gab es eine gelungene Finissage. Die Ausstellungsdauer wurde wegen dem Tag der offenen Tür am 28. Juni im Haus verlängert. Dank Ildikó Misch und Volker Schwarz wurde eine Mal-Mit-Aktion durchgeführt und auf die Aktivitäten von VUdAK aufmerksam gemacht.

Am 24. Mai luden das Funkforum, die Stafette Temeswar und VUdAK zu einer gemeinsamen Lesung ins Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar ein. Unsererseits nahmen Christina Arnold, Stefan Valentin, Robert Becker und Johann Schuth teil. Die Lesung soll auf DVD und in Buchform herausgegeben werden (ausführlich auf Seite 9).

Die diesjährigen Werkstattgespräche fanden in Wudersch statt. In den



Robert König wurde am 14. März 2013 im Budapester Erkel-Theater mit dem Munkácsy-Preis ausgezeichnet.

Räumen der Deutschen Selbstverwaltung lasen die Autoren und präsentierte sich die Künstlersektion mit einer Ausstellung, musikalisch hervorragend umrahmt vom Lyra-Chor. Ausführlich berichten wir darüber auf Seite 16.

Dank für Steuer

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit einem Prozent ihres Steueraufkommens unseren Verein bedacht haben. VUdAK erhielt auf diese Weise 2013 40244 Ft. Der Betrag wurde für die Werkstattgespräche in Wudersch verwendet. Wir danken herzlichst für die Unterstützung.

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst
Die Herausgabe der Signale wurde durch das
Ministerium für Humanressourcen gefördert
Redaktion: **Johann Schuth, Angela Korb**
Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H - 1062
Tel.: +36 1 302 67 84, Mobil: 0036 30 9560277
E-Mail: vudak15@gmail.com; Internet: www.vudak.hu
Satz: Neue-Zeitung-Stiftung / Lexic-Art Bt.
Druck: Croatica Nonprofit Kft.



Thomas Schulz

Denken / Messen / Malen

Die konstruktive Kunst von Ákos Matzon

Der Urgrund alles Schönen besteht in einem gewissen Einklang der Gegensätze.
Thomas von Aquin

Ein Bild im Eingangsbereich des Studios der Moholy-Nagy-Galerie in Berlin. Von Ákos Matzon. Streng geometrisch konzipiert, vollkommen wie eine Ikone der konstruktiven Kunst. Und plötzlich ändert sich die Tonalität des Bildes, es wird heller, dann dunkler, es fängt an sich zu bewegen. Es kommen neue Linien dazu, die Teilflächen ändern ihre Farbigekeit und Struktur. Expressive Musik begleitet die Bewegungen. Das konstruktive Bild, das zu einer Art Leinwand wird, gewinnt durch die Videoprojektion des jungen Künstlers Dávid Szauder eine neue Dimension. Szauder konzipierte seine Projektion exakt für dieses Bild, er respektiert die Komposition des Bildes und seine klare Struktur. Die Elemente bewegen sich entlang der Linien des Matzon-Bildes, die sich bewegenden Felder und Flächen sind eine Art Weiterentwicklung der Bildfragmente. Ist das noch ein Bild, oder...?

Diese Frage kommt immer wieder beim Betrachten der Objekte von Ákos Matzon auf und verweist auf einen akuten Zustand von Ratlosigkeit. Liest man die Texte über den Künstler und seine Arbeiten, stellt man fest, dass einige Kritiker immer noch Probleme haben, seine Kunst zu positionieren, zu klassifizieren. Das zeigt, dass die Kunst von Ákos Matzon nicht in eine bestimmte, streng definierte Kategorie passt.

Fest steht, dass Ákos Matzon ein Künstler ist – ein Maler, ein Konstruktivist. Bei der Betrachtung seiner Werke hat man den Eindruck, mit einem Architekten zu tun zu haben. Und das stimmt – er ist Architekt von Beruf und sein Architekten-Denken beeinflusst seine Kunst. Sein Werk zeichnet sich durch eine besondere Genrevielfalt aus, die das Konzeptuelle, Malerische, Skulpturale und Räumliche miteinander vereint.

Ákos Matzon wurde 1945 in Budapest in einer ungarndeutschen Künstlerfamilie geboren. In einem Interview sagte er: „Mein Vater entschied, dass ich Künstler werden

sollte, demnach wollte ich es »natürlich« nicht. Schon deshalb bin ich Architekt geworden, damit ich machen konnte, was ich wollte.“

Im Alter von über 40 Jahren fängt Matzon an, künstlerisch aktiv zu sein – er wurde Maler und blieb trotzdem Architekt – nicht nur von Beruf. Er entschied sich für die konstruktive Kunst. Der Begriff Konstruktivismus verweist übrigens auf das lateinische Wort *constructio*: „Zusammenfügung“, „Bau“. Also: auch Architektur, die den Konstruktivisten gleichsam als „Mutter aller Künste“ galt.

In dieser Welt ist auch die Kunst von Ákos Matzon angesiedelt – er fängt an, sich mit geometrischen Räumen und Körpern, Licht und Schatten sowie deren Relation künstlerisch auseinanderzusetzen.

Schon seine ersten Bilder sind interessant konzipiert – der sehr malerischen Hintergrundebene (die eigentlich schon ein fertiges Bild war) folgte eine andere, streng konstruktiv-geometrische. Er sucht aber und versucht weiter, experimentiert mit

neuen Materialien und probiert neue Techniken aus. Auch sein Verhältnis zur Farbe verändert sich, er reduziert sie – seine Bildwelt dominieren besonders zahlreiche, fein nuancierte Farbverläufe und Modulationen von Weiß oder Schwarz. Aber: Die Farbe Weiß ist bei ihm nicht „nur weiß“ und Schwarz nicht „nur schwarz“ – durch Faktur, Art und Material des Hintergrunds, Reliefelemente, durch unterschiedliche Auftragung der Farbe, durch sich ändernde Licht- und Schattenspiel erreicht er in der monochromen Bildwelt enorme Vielfarbigkeit der Tonnancen. Und immer wieder Licht- und Schattenspiel.

Auch die Formen werden auf das Wesentliche reduziert: auf Linie, Punkt, Fläche und Raum. Zusammen mit den Farben bilden sie die Konstruktion und kreieren die Harmonie des Bildes – zurückhaltend, still, diskret und voller Poesie. Dabei sind nicht nur die Linien und kraftvoll getönte Flächen, Stege und Kanten wichtig, sondern auch das, was dazwischen liegt – die Kraft der Zwischenräume und die Souveränität der Bilder. Es scheint, als ob der Künstler einem einzelnen Bild nicht glaubt und traut; er denkt und arbeitet in Serien, in nach einem bestimmten Ordnungsprinzip geschaffenen Werkgruppen, wie *Fugen*, *Trypticha*, *Kalligrafien*, *Lichtspuren*, etc.

Eine seiner Lieblingsformen ist und bleibt das Relief, das zu den ältesten Formen des künstlerischen Gestaltens zählt und zwischen Malerei, Plastik und Architektur zu positionieren ist. In seinen Reliefs presst Ákos Matzon den Raum zum Bild: Es entstehen räumlich illusio-

nistische Kompositionen mit einer klarer Formensprache (*Pyramide*), Objekte zwischen Fläche und Raumgebilde.

Den Künstler interessiert eine bestimmte, architektonische Ästhetik, die auch eine malerische, sogar romantische Tonalität transportiert. Der Bildeffekt ergibt sich aus der Struktur, aus der Relation zwischen den verschiedenen Formen, aus dem Rhythmus ihrer Platzierung sowie aus der kühlen Objektivität der geometrischen Abstraktion.

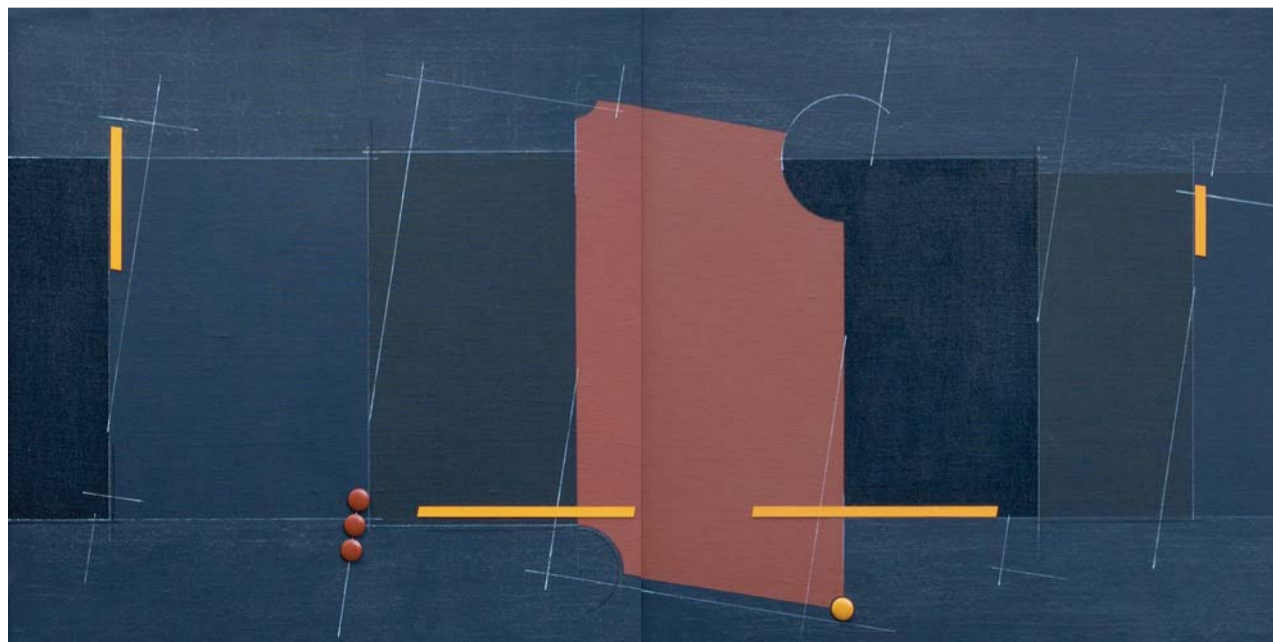
Die Musikalität von Ákos Matzon ist besonders in seinen *Fugen* zu spüren. Die vertikalen Elemente, leicht, um nur einige Grade nach rechts gekippt, erzeugen enorme Bewegung Richtung Unendlichkeit, betont durch Licht und wenige, subtile Farbelemente. Und wieder ein Spiel mit Licht und Schatten, abhängig von der Position des Betrachters. Ein Bild, wie ein Gebet...

Seine Bilder, die als meditative Objekte gelten könnten, brauchen Aufmerksamkeit und Zeit. Erst dann können seine *Tryptychen* wie konzentrierte Fugen, oder sogar als Flügelaltäre – mit Sakralität und Transzendenz – wirken. Es sind hochsymbolische Objekte, deren Muster und Strukturen mit Codierungen und Informationen aufgeladen sind; das Abwesende erreicht seine wohl höchste Intensität und die Konstruktion wirkt als präzise Choreografie der Elemente.

Noch weiter geht Matzon in den Werken aus der Reihe *Lichtspuren*. Er bricht die Rigorosität der Komposition damit, dass er die Fläche des Bildes fein durchsägt und mit einem Spiegel hinterlegt. Einerseits versucht er das Licht von hinten zu fangen und durch die spiegelnden Lichtstreifen neue Effekte zu erreichen, andererseits – je nach Lage, bzw. Hängung des Objektes – können Elemente des Lebens und der Natur das sterile, puristische, konstruktive Welt des Bildes ergänzen bzw. zerstören.

Und jetzt wieder etwas Neues, ein Akt der Interaktivität – die angesprochene Berliner Installation, die sich zwischen der konstruktiv-klassischen und der digitalen Welt bewegt. Zwei Künstler, zwei Werke, die zu einer Einheit, einem souveränen Kunstwerk verschmelzen.

Bei der Kunst von Ákos Matzon muss man für viele Überraschungen bereit sein...



Ákos Matzon: Himmelsbrücke

Signale

KUNST

15





Gemeinschaftsausstellung der VUdAK-Künstlersektion in Wudersch Eine bunte Palette von künstlerischen Annäherungen und Ausdrucksweisen

Das erste Mal wählte VUdAK Wudersch als Austragungsort seiner jährlichen Werkstattgespräche. In den Räumen der Deutschen Nationalitätenselbstverwaltung der Stadt fanden eine Lesung und eine Ausstellung statt, die musikalisch vom Lyra-Chor umrahmt wurde. In die Ausstellung der VUdAK-Künstlersektion führte Kunsthistorikerin Borbála Cseh ein.

VUdAK versammelt sich alljährlich im Herbst zur Generalversammlung. Die bunten Strahlen der Herbstsonne geben eine ganz scharfe Beleuchtung. Ob die diesjährige Ernte in der Speisekammer der zeitgenössischen Kunst zu verwahren ist? Mit Sicherheit können wir sagen: VUdAK-Autoren und Künstler arbeiten auf dem von ihnen erwarteten Niveau und die Aktivitäten des Vereins und vor allem die Geisteshaltung müssen im heutigen Kulturleben Ungarns als beispielhaft anerkannt werden.

Da wir unsere Ausstellung hier in Wudersch zeigen, lassen Sie mich Jakob Bleyer kurz ins Wort bringen, dessen 80. Todestag wir im Dezember begehen. Als Germanist und Politiker hat Bleyer sehr viel für die deutsche Minderheit getan – vor allem mit den Mitteln der Kultur und Wissenschaft. Wenn Kunst und Kultur lebendig sind, hat das Volk eine Zukunft. Daran arbeitet VUdAK mehr als 20 Jahre und zwar sehr erfolgreich. (Erlauben Sie mir in diesem Kreis etwas Stolz.) Als Adam Misch mit den zwei anderen Schorkscharern Anton Lux und Josef Bartl eine erfolgreiche Ausstellung in Fünfkirchen hatte, feierte man dieses Ereignis als das Erscheinen

eines neuen Zuges im ungarndeutschen Kulturgut. Schon damals war zu sehen, dass das Erscheinen der zeitgenössischen bildenden Kunst im Rahmen einer Minderheitenorganisation zu fruchtbringenden Ergebnissen führen wird. Adam Misch und Josef Bartl – Mitbegründer der VUdAK-Künstlersektion 1992 – sind leider nicht mehr unter uns. Von Meister Bartl haben wir in diesem Jahr Abschied genommen (siehe Seite 12-13).

Ich möchte gerne die Namen der jetzt ausstellenden Künstler vorlesen: Zsuzsa Trieb, Volker Schwarz, Jakob Forster, Manfred Karsch, Géza Szily, Anton Lux, László Hajdú, György Jovián, Julius Frömmel, Gábor Kovács-Gombos, Robert König, László Heitler, Antal Dechandt, Péter Berentz und János Wagner, der vorige, sowie Ákos Matzon, der jetzige Leiter der VUdAK-Künstlersektion. Die hochrenommierten Künstler repräsentieren die Richtungen der zeitgenössischen Kunst – die Ausstellung darf also als eine bunte Palette von künstlerischen Annäherungen und Ausdrucksweisen aufgefasst werden. Die gemeinsame Herkunft und das Engagement helfen das ungarndeutsche Kulturerbe weiterzuentwickeln, begrenzen aber die Tatkraft und die künstlerische Freiheit nicht. Im Gegenteil: sie machen das geistige Leben der ungarndeutschen Minderheit noch offener, pulsierender und verbinden es mit der Hauptströmung der Kunst.

Eine zeitgenössische Kunstausstellung kann einen in Verlegenheit



Gábor Kovács-Gombos und Borbála Cseh in der Wuderscher Ausstellung Foto: I. F.

bringen – die Wahrnehmung stellt den Besucher vor Schwierigkeiten. Was soll ich da mal hier denken, hört man sehr oft die Frage. Am wichtigsten ist, dass man ohne Hemmungen etwas Zeit in der Gesellschaft der Kunstwerke verbringt. Zur Wahrnehmung braucht man ein Dasein. Ein Verhältnis soll man zu den Arbeiten ausbauen. Mit den Kunstwerken zusammenzuleben, sie als Kommunikationspartner unserer Alltage anzuerkennen bedeutet, dass wir mit uns, mit unseren Ansichten, Auffassungen, Urteilen und sogar mit der Alltagspraxis neue Beziehungen ausbauen können. Genießen

wir Kunst als Tagesbedarf, dann werden uns neue Richtungen zur Entwicklung geöffnet.

Es ist eigentlich egal, auf welches Werk wir einen Blick werfen, wir betrachten in ihm unsere Widerspiegelung. Achten wir nur auf die Resonanz der Seele. Kunstwerke dienen als eine Schule für Augen und Seele – die Fähigkeit einer besonderen Kommunikation, die wir Tag für Tag vertiefen sollen. Künstler und Zuschauer sind Zeitgenossen genauso wie Kunstwerke Manifestationen desselben Lebens sind. Treue Gefährten im Urwald der Existenz.

Wenn ein Bild in der Seele beginnt, stellen wir die Frage: Wo endet ein Bild? Im Rahmen, logisch, lautet die einfache Antwort. Im Sinne der Kunstwahrnehmung – und das ist keine „Übertragung“ – lässt es sich noch weiterdenken. Das Bild als ästhetisches Phänomen endet dort, wo seine Wirkung beginnt. Wenn ein Kunstwerk der Gemeinschaft neue Inspiration gibt und dadurch selbst als ein mitwirkender Teil der Gemeinschaft funktioniert, sprechen wir nicht nur über ein Kunstwerk an und für sich, sondern über ein Symbol.

Das Kunstwerk schöpft seine Zuschauer – der Zuschauer schöpft sich durch das Kunstwerk. Dieser irdisch-himmliche Tanz schöpft einen gemeinsamen Traum über die Schönheit, formt aus der Gesellschaft eine Gemeinschaft und stärkt sie in ihrem Selbstbewusstsein.

Novalis schreibt in Heinrich von Ofterdingen: „Nichts ist erreichbar für den Geist als das Unendliche.“ Vor 20 Jahren wurde die Richtung durch die VUdAK-Gründer aufgenommen. Wir wollen davor nicht nur respektvoll das Haupt neigen, sondern mit Lust und Kraft die ungarndeutsche Kunst und Kultur weiterentwickeln.



Bei der Generalversammlung in der Wuderscher Adler-Pension konnte über ein erfolgreiches Jahr berichtet werden Foto: Bajtai László



Der Lyra-Chor sang bei der Vernissage der VUdAK-Künstlersektion in Wudersch Foto: I. F.

